

K 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Ein bedeutsames Signal

Benito Schnelder

**Die biblische Mariengestalt
im Echo der frühen Kirchenväter**

Antonio Cosp Fontclara

**Vorsehung im Alten Testament
als Erfahrung
der Führung Gottes**

Francis A. Ceglieka

Für eine familienhafte Kirche

Engelbert Monnerjahn

„Inscriptio cordis in cor“

Pater Joseph Kantenich †

„Selig, die du glaubt hast“

8. Jahrgang

Heft 3

Juli 1973

Inhalt:

Ein bedeutsames Signal	97
Benito Schnelder	
Die biblische Marhengestalt im Echo der frühen Kirchenväter	99
Antonio Cosp Fontclara	
Vorsehung im Alten Testament als Erfahrung der Führung Gottes	108
Francis A. Cegiela	
Für eine familienhafte Kirche	117
Engelbert Monnerjahn	
„Inscriptio cordis in cor“	123
Pater Joseph Kentenich †	
„Selig, die du geglaubt hast“	129
Blick in die Zeit	139
Buchbesprechungen	142

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Hörner Str. 91

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 6329, Telefon 6 04 35

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 13,20, in der Schweiz Sfr. 18,—, zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,—.

Ein bedeutsames Signal

Am 17. Mai ging im deutschen Bundestag die erste Lesung zur Reform des § 218 über die Bühne. Vier Reformentwürfe wurden im Bonner Parlament eingereicht: einer zugunsten der sogenannten Fristenlösung, d. h. der Erlaubtheit der Tötung ungeborenen Lebens während der ersten drei Monate der Schwangerschaft, und drei zugunsten der Indikationslösung, d. h. der Erlaubtheit der Abtreibung unter bestimmten Bedingungen. Für die Fristenlösung tritt die überwältigende Mehrheit der Regierungskoalition von SPD und FDP ein, während die Mehrheit der Opposition von CDU und CSU ein mühevoll in der Fraktion erarbeitetes Indikationsmodell befürwortet. Zwei Minderheitsgruppen in SPD und CDU/CSU vertreten ein je eigenes Indikationsmodell. Einstweilen sind diese Entwürfe den Parlamentsausschüssen zur Beratung überwiesen worden. Die Hauptschlacht wird entbrennen, wenn sie zur zweiten und dritten Lesung in das Plenum des Bundestages zurückkehren. In der Zwischenzeit werden verantwortungsbewußte Christen der Bundesrepublik ihren ganzen Einfluß geltend machen, um eine Änderung des § 218 im Sinne der Fristenlösung zu verhindern. Sie werden sich für die Indikationslösung einsetzen.

Engagieren sie sich damit für eine Lösung, die den Namen „christlich“ verdient?

Diese Frage muß man sich stellen und — leider, leider! — verneinen. Die Mehrheit der Christlich-Demokratischen/Christlich Sozialen Union hat einen Reformentwurf produziert, den man nicht mit dem Prädikat „christlich“ versehen kann. Gewiß ist anzuerkennen, daß die CDU/CSU-Fraktion grundsätzlich an der Strafbarkeit der Abtreibung festhält und dem ungeborenen Leben den Schutz des Gesetzes sichern will. Offenbar aber sind die Kräfteverhältnisse in der Fraktion so gelagert, daß es nicht möglich war, der grundsätzlichen Einstellung in der Praxis zum Durchbruch zu verhelfen. Prüft man nämlich die im Mehrheitsentwurf der CDU/CSU vorgeschlagenen Indikationen, d. h. die Möglichkeiten einer Ausnahme vom grundsätzlichen Schutz des Kindes im Mutterleib, so findet man sie so weit gefaßt, daß die Frage aufsteigt, ob diese Indikationslösung im Ergebnis nicht der Fristenlösung der SPD/FDP gleichkommt.

Im einzelnen kennt der CDU/CSU-Entwurf drei Indikationen: eine medizinische, eine kriminologische und die Indikation einer „besonderen Bedrängnis“. Die letztgenannte vor allem kann nur schwere Bedenken hervorrufen. Sie stellt praktisch einen Freibrief zur Vornahme der Abtreibung dar. Denn wer will in einem konkreten Fall es einer Schwangeren nicht

abnehmen, daß sie sich im Zustand einer besonderen Bedrängnis befand? Wer will und kann den Beweis führen, daß die Bedrängnis bei ihr nicht zutraf? Aber auch die medizinische und die kriminologische Indikation können sich nicht auf die christliche Morallehre berufen. Das Prinzip der christlichen Moral ist eindeutig und kann nicht anders lauten: Menschliches Leben ist unantastbar außer im Falle berechtigter Notwehr und auch in diesem Falle nur dann, wenn keine andere Wahl bleibt. Nicht einmal die medizinische Indikation kann hiervon eine Ausnahme bilden. Die Tötung eines Kindes darf auch dann nicht unmittelbar angezielt und durchgeführt werden, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist. Erst recht stellt Vergewaltigung keine Erlaubnis zur Abtreibung des entstandenen menschlichen Lebens dar.

Welcher Reformentwurf des § 218 im deutschen Bundestag durchkommen wird: der von der Regierungskoalition oder der der Opposition — christlich vertretbar wird das neugeformte Gesetz in keinem Falle sein. Sollte der CDU/CSU-Entwurf siegreich bleiben, so muß man damit rechnen, daß er unter Christen nicht wenig Verwirrung stiftet. Von einer sich „christlich“ nennenden Partei eingebracht, werden Christen der Meinung sein, daß die darin vorgesehenen Möglichkeiten dem christlichen Moralgesetz nicht widersprechen. Dem ist aber, wie wir gesehen haben, nicht so. An dem markanten Exempel des § 218 erleben wir eindrucksvoll, daß die moralischen Vorstellungen der modernen Gesellschaft und des Staates immer weniger mit der Moral der christlichen Offenbarung übereinstimmen. Damit entsteht mehr und mehr für die Mehrzahl der Christen eine Situation, die ihnen völlig ungewohnt ist. Bisher war es so, daß die Christen bei uns der Auffassung sein konnten, die Gesetze des Staates stimmten im großen und ganzen mit der Lehre des Christentums überein. Künftig kann man von dieser Annahme nicht mehr ausgehen. Die säkularistische Gesellschaft unserer Zeit geht ihre eigenen Wege, die nicht mehr von einem christlichen Grundverständnis her bestimmt werden.

In dieser Situation wächst der kirchlichen Pastoral eine schwerwiegende Aufgabe zu. Sie wird sich bewußt auf die neue Lage um- und einstellen müssen, damit die Kinder des Lichtes befähigt werden zu erkennen, daß sie ihr Leben nicht unbedacht wie die Kinder dieser Welt gestalten können, sondern gemäß der Gnade, die ihnen geschenkt worden ist.

—hn.

Die biblische Mariengestalt im Echo der frühen Kirchenväter

Von Benito Schneider

1.

Es geht heute eine antimarianische Welle durch die Kirche. Man kann zwar nicht sagen, daß sie alle Geister erfaßt hat, aber es ist nicht zu leugnen, daß viele Theologen in der traditionellen Marienverehrung, wie sie noch Leo XIII., Pius X. und Pius XII. unterstützten, — auch Paul VI. tut es — eine Erscheinung christlicher Verkündigung und Frömmigkeit sehen, die nicht mehr angemessen sein soll. Demgegenüber mag es angeraten sein, darauf hinzuweisen, daß Marienliebe und -verehrung altes und unveräußerliches Traditionsgut der Kirche ist, das seine Wurzeln in der Hl. Schrift hat und von den alten Vätern der Kirche langsam fortschreitend entfaltet worden ist. Dabei muß man sich bewußt werden, daß die alten Väter der Kirche (bis zum Konzil von Ephesus — 431) biblische Theologie betrieben, sehr gute Bibelkenner waren und nur biblisches Offenbarungsgut deuteten. Zwar bildeten sich schon in den ersten Jahrhunderten und vor Ephesus die verschiedenen Akzentsetzungen in den einsetzenden Lehrformulierungen heraus, aber es ist noch leicht ersichtlich, wo ihre biblischen Wurzeln lagen, und wie sehr sie mit der Marienfrage verknüpft sind. P. K. Rahner und H. Vorgrimler schreiben in „Kleines theologisches Wörterbuch“ (Freiburg — 1961) unter dem Stichwort Patristik wie folgt: „Denkt die Patristik im Osten vor allem ‚kosmisch‘ (die Heilsgeschichte als Vergöttlichung der Welt durch die Menschwerdung des Logos als Weltprinzip von Anfang an und durch die Auferstehung), so im Westen mehr ‚personalistisch‘ (das Heil als Dialog zwischen dem sündigen Menschen und Gott, der ihm die Liebe zu ihm schenkt).“

Beide Gesichtspunkte spiegeln sich auch deutlich wieder im Denken der alten Väter über die Mariengestalt. Die Zeit bis ungefähr zum Konzil von Ephesus schließt ab mit Männern wie Cyrill von Alexandrien, Hieronymus, Chrysostomus, dem Patriarchen von Konstantinopel, und mit Augustinus.

Es gehört zum ausgesprochen biblischen Denken der Väter über Maria, daß sie Christus und Maria immer in engster Verbundenheit sahen. So ist es grundgelegt im zentralen Befund der Mutterschaft Mariens dem Welterlöser gegenüber. Und doch blieb der liebende Blick der Väter nicht selten haften bei der Person Mariens selbst. Wir wollen aber die Väter selbst hören

und nur so viel deuten, als unbedingt notwendig erscheint, um unsere Überschrift zu rechtfertigen: Die biblische Mariengestalt im Echo der frühen Kirchenväter.

2.

Beim hl. Bischof Ignatius von Antiochien († 107) finden wir erste Ansätze zur Deutung der Mariengestalt. Da lesen wir: „Denn unser Gott, Jesus der Christus, wurde von Maria empfangen, nach dem Heilsplan Gottes zwar aus dem Samen Davids, aber vom Hl. Geiste.“ An anderer Stelle lesen wir bei Ignatius: „Einer ist der Arzt, fleischlich sowohl als geistig, geboren und ungeboren, im Fleische wandelnd ein Gott, im Tode wahrhaftiges Leben, sowohl aus Maria als aus Gott, zuerst leidensfähig, dann leidensunfähig, Jesus Christus unser Herr.“

Das ist eine tiefe Deutung der Gottheit und Menschheit Jesu, so wie er aus Mariens Schoß hervorgegangen ist, „sowohl aus Maria als aus Gott“.

3.

Als zweiten Vater nennen wir Justin, den Philosophen griechischer Bildung aus Sichern in Palästina († um 165). Von ihm ist uns ein Gespräch erhalten geblieben, das er mit dem gelehrten Juden (Rabbiner) Tryphon geführt hat. Mit einem Rabbiner konnte Justin natürlich nur biblisch argumentieren. Wir wissen, daß der hl. Paulus, selber Jude, im Brief an die Römer die Gegenüberstellung von Christus und Adam gemacht hat. Adam wird durch die Sünde der Stammvater der Toten, Christus aber der der Lebendigen. Nun sind etwa 90 Jahre nach der Abfassung des Römerbriefes vergangen. Die Frage um Maria neben Christus wird nun auch stärker durchdacht. Der Rabbiner Tryphon hört von dem Heidenchristen Justin, welche Parallele besteht zwischen Maria, der Mutter des Herrn, und Eva. Justin versucht, Tryphon klarzumachen, daß Eva durch Maria und ihren Gehorsam überwunden wurde. Wir lesen bei ihm wie folgt: „Wir wissen, daß der Sohn Gottes . . . vor allen Geschöpfen aus dem Vater hervorging . . . und durch die Jungfrau Maria Mensch geworden ist, damit auf dem gleichen Wege, auf dem die von der Schlange verursachte Sünde ihren Anfang nahm, die Sünde auch aufgehoben werde. Denn Eva, welche eine unverdorbene Jungfrau war, gebar, nachdem sie das Wort der Schlange empfangen hatte. Die Jungfrau Maria dagegen war voll Glaube und Freude, als der Engel Gabriel ihr die frohe Botschaft brachte, der Geist des Herrn werde sie überkommen, und die Kraft des Höchsten werde sie überschatten . . .“

Auch in dieser Überlegung Justins fällt die biblische Linienführung auf. Ebenfalls ist Maria eng mit Christus verknüpft gesehen, die Heilsstellung Mariens neben Christus tritt sehr deutlich hervor; denn nur ihretwegen wird die Gegenüberstellung Maria — Eva verständlich.

Der dritte Kirchenvater, den wir anführen, soll Irenäus († um 200) sein, der Bischof von Lyon, ehemaliger Schüler des hl. Polykarp, der seinerseits noch Schüler des hl. Johannes gewesen ist. Bei Irenäus ist der Gedanke von Justin über die Stellung Mariens als zweite Eva schon weiter differenziert. Was Eva verdorben hat, muß durch „rücklaufende“ Bewegung wieder ins Lot gebracht werden. Wir lesen bei Irenäus: „Wie diese (Eva) für sich und das ganze Menschengeschlecht zur Ursache des Todes wurde, so wurde Maria für sich und das ganze Menschengeschlecht die Ursache des Heiles . . . In Maria findet der mit Eva begonnene Weg seine Umkehrung. Denn was sich verirrt hat, kann nur durch gegenläufige Auflösung rückgängig gemacht werden . . . So wurde auch, was Eva durch Ungehorsam verknotet hat, durch den Gehorsam Mariens gelöst . . .“

Irenäus sieht schon in Maria die „Ursache des Heiles“. Darin kündigt sich bereits der sogenannte Attributenaustausch an, der später von vielen anderen Vätern aufgenommen wird. Was im strikten Sinne nur von Christus ausgesagt werden kann, nämlich „Ursache unseres Heiles“ zu sein, das wird auch von Maria ausgesagt, weil sie wesentlichen Anteil hat an Christi Person, Tun und Werk. Das ist urchristliches Denken, und dieses wiederum ist nur das lebendige Echo der Bibel.

Als nächsten Kirchenvater nennen wir Hippolytos von Rom († 236). Hippolytos gilt als der erste Exeget der Kirche im eigentlichen Sinne. Hippolytos sah schon in Maria die Spitze des Kosmos, nachdem sie dem ewigen Logos durch aktive Mithilfe zu seiner Menschwerdung verholfen hatte. Hippolytos betont, daß es nur ein Gotteskind gibt, durch das die Menschen mittels der Wiedergeburt in der Taufe zu einem vollkommenen Menschen werden können. Der menschengewordene Logos ist dieses einzigartige Gotteskind, das aber zugleich einzigartiges Menschenkind ist. Dieser Logos bringt als Erstgeborener aus Maria in sich als „Protokos“ die ganze Menschheit dem Vatergott dar. Darum steht an der Spitze dieser Menschheit die „Theotokos“. Diese Benennung „Theotokós“ findet sich erstmalig bei Hippolytos von Rom und ist nie von der orthodoxen Kirche beanstandet worden. Auf dem Konzil von Ephesus (431) wurde Nestorius gebeten, nicht gegen diesen Begriff und Titel zu arbeiten, weil er schon lange in der Kirche gebräuchlich sei. Maria hatte dem ewigen Logos den menschlichen Keim angeboten, und so wurde sie neben Christus zum geheimnisvollen Angelpunkt der Welt und des Menschengeschlechtes. Hier leuchtet der „kosmische“ Charakter der frühchristlichen Marienverehrung auf. Aber was auch die alte Kirche denken mag über Maria, immer sieht sie die Gottesmutter

in allerengster Verbindung mit dem historischen Christus. Hippolytos spekuliert nicht einfach über Maria, sondern deutet nur den biblischen Befund. Wenn nämlich Maria Gottesgebäerin (Theotokos) ist, dann ist die Gottheit ebenso an das Kind ihres Schoßes gebunden, als dieses Kind auch wirklicher und leibhafter Mensch ist. Ist Maria aber Mutter und Gebäerin dieses Gottmenschen, dann ist sie selber an seiner Seite seine Gefährtin, seine Gehilfin – im Hinblick auf dessen Heilssendung. Das jedenfalls war schon am Denkhorizont von Hippolytos aufgeleuchtet, als er in Maria die „Spitze der Menschheit“ zu sehen glaubte.

6.

Als weiteren Kirchenvater nennen wir den hl. Athanasius, Bischof von Alexandrien († 373). Athanasius war der große und großartige Streiter für die Reinerhaltung der kirchlichen Lehre. Oftmals mußte er in die Verbannung gehen und kam sogar bis in die Kaiserstadt Trier. Aber Athanasius ist auch wieder zurückgekehrt auf seinen Bischofsstuhl Alexandrien. Zeitlebens stritt er für das bekannte „eines Wesens mit dem Vater“. Hören wir, wie er von Maria spricht: „Maria, du heiligste Königin und Frau, du Mutter des Lebens, von der geschrieben steht: ‚Die Königin steht zu deiner Rechten im goldgeschmückten Gewand und in reicher Pracht, höre Tochter und siehe: neige dein Ohr und vergiß nicht dein Volk und das Haus deines Vaters!‘ So höre denn, du wahre Tochter Davids und Abrahams, neige dein Ohr zu unserem Gebete; aber vergiß nicht deines Volkes und unser! Denn Abraham ist als Vater aller Gläubigen auch unser Vater. Wir sind mithin auch aus dem Hause und Geschlechte deines Vaters und stehen mit dir in geistiger Verwandtschaft und Freundschaft. Es geziemt sich, dich Mutter und Gebäerin zu nennen, Frau und Herrscherin. Denn aus dir ist der König geboren, unser Herr und Gott, der dich im Himmel zu seiner Rechten gesetzt hat, der uns zwar furchtbar, dir aber hold ist und dir alle Gnade mitteilt. Darum wurdest du auch ‚voll der Gnade‘ genannt, weil du durch den Hl. Geist, der auf dich herabkam, mit allen Gnaden reichlich geschmückt und erfüllt worden bist. Deshalb bemühen sich die Reichen des Volkes um deine Gunst und flehen dich an, du wolltest sie reich machen an geistlichen Gütern. So rufen denn auch wir zu dir: Gedenke unser, o heiligste Jungfrau, die du nach der Geburt eine reine Jungfrau geblieben bist! Gib uns für dieses geringe Lob große Gaben aus dem Reichtum deiner Gnaden, die du voll der Gnaden bist!“

Athanasius sieht also in Maria die Mutter der Gnaden und betet zu ihr, um von ihr beschenkt zu werden. Er sieht in Maria ein aktives Mitglied in der Einheit Christi und seiner Kirche.

Wir kommen nun zum hl. Ambrosius von Mailand († 397), dem hochgebildeten früheren Statthalter der oberitalienischen Provinzen Ligurien und Ämilien im Staatsdienst, dann aber glaubensstarker Bischof von Mailand. Ambrosius war in Trier geboren, beherrschte das Griechische ebenso wie das Latein, seine Muttersprache. Von ihm wollen wir den folgenden Text auf uns wirken lassen: „Selig, die du geglaubt hast!“ Maria hatte nicht gezweifelt, sondern geglaubt; und darum hat sie auch des Glaubens Frucht erlangt. ‚Selig‘, heißt es, ‚die du geglaubt hast!‘ Selig aber auch ihr, die ihr gehört und geglaubt habt. Denn jede Seele, die glaubt, empfängt und gebiert das Wort Gottes und schaut seine Werke. In euch allen sei Marias Seele, um den Herrn zu verherrlichen; in allen sei Marias Geist, in Gott zu frohlocken. Gibt es nur e i n e leibliche Mutter Christi, so ist Christus in der Glaubensordnung die Frucht aller; denn jede Seele empfängt Gottes Wort, wenn sie nur ohne Makel und Fehl in unversehrter Reinheit die Keuschheit bewahrt. Jede Seele, die so ist, verherrlicht den Herrn, wie die Seele Mariens den Herrn verherrlicht und Gott, dem Heiland, frohlockt hat.“

Hier erscheint schon Maria als Bild jener gläubigen Seele, sofern sie die Empfänglichkeit der Gottesmutter in sich trägt: „In euch allen sei Marias Seele!“ — „Denn jede Seele, die glaubt, empfängt und gebiert das Wort Gottes.“ Ambrosius sah auch in Maria das eigentliche „Urbild der Kirche“: „Gibt es nur eine leibliche Mutter Christi, so ist Christus doch in der Glaubensordnung die Frucht aller.“ Alle müssen und sollen also „marianisch“ werden, um ganz und vollkommen christushörig oder christusabhängig zu werden. Das ist der Gedanke dieses anerkannt großen Kirchenvaters der alten Kirche.

Als weiterer Kirchenvater sei hier Attikus, der Patriarch von Konstantinopel († 425) angeführt. Von ihm besitzen wir eine berühmte Predigt, in der er die Gottesmutter folgendermaßen preist: „Nichts gibt es in der Welt, das vergleichbar ist der Gottesgebälerin Maria. Durchwandere, o Mensch, in Gedanken die ganze Schöpfung und sieh, ob irgend etwas ihr gleich ist oder über ihr steht. Durcheile die Erde, schaue dich um auf dem Meere, durchforsche die Lüfte, durchsuche im Geiste die Himmel, wäge ab die unsichtbaren Kräfte und sieh zu, ob es ein gleiches Wunder gibt in der Schöpfung. Denn die Himmel künden die Ehre Gottes, die Engel aber dienen Ihm in Furcht, und die Erzengel beten Ihn an mit Zittern; die Cherubim beben, da sie seinen Anblick nicht ertragen, die Seraphim umschweben Ihn, wagen aber nicht zu nahen und lassen ihre Stimme zitternd erschallen . . . Rechne zusammen all das Wunderbare und staune dann über

die Größe der Jungfrau: Dem da die ganze Schöpfung zitternd und bebend lobsingt, den nimmt sie allein in unbegreiflicher Weise in ihrem Schoß auf.“

In dieser Schau der Mariengestalt durch Attikus wird wieder der „kosmische“ Zusammenhang der Mariengestalt offenbar, wie wir es schon bei Hippolytos von Rom gesehen haben. Die griechischen Väter insgesamt hatten eine besondere Vorliebe für diese kosmische Gesamtschau der Gottesmutter.

Will man die biblischen Zusammenhänge des Väterdeutens über Maria richtig verstehen, so muß man vor Augen haben, daß die alten Väter in ihrem Bibelverständnis die Gesamtplanung Gottes im Heilsgeschehen zu erfassen suchten. Im Hinblick auf die Erfüllung der Heilspläne Gottes in der Erlösung durch Christus war ihnen alles Vorausgegangene Andeutung, Bild oder Typ dieses absoluten Höhepunktes. Darum erkannten sie auch die Vorbilder, Analogien und Typen im Alten Testamente, die neben Christus auf Maria deuteten. Schließlich wurde ihnen auch Maria selbst wieder Bild und Typ für bestimmte Heilzusammenhänge im Neuen Testament, vor allem als Bild der Kirche. Von Matthäus, Lukas, Johannes, Paulus, ja von Christus selbst, waren sie zu dieser Art Bibelauslegung angeleitet worden. Dennoch wissen wir, daß sowohl Chrysostomus, Hieronymus und vor ihnen schon Basilius, sehr darauf bedacht waren, vom Wortsinn der Hl. Schrift auszugehen. Die allzu spiritualistisch-allegorische Bibelauslegung eines Origenes ist in der alten Kirche schon auf Kritik gestoßen. Man spürte, daß in ihr zuviel Platonismus nachwirkte. Ähnlich war es bei Clemens von Alexandrien. Es kann aber bei der für die alten Väter richtigen Erkenntnis der wichtigen Stellung Mariens im Heilsganzen nicht wundernehmen, wenn sie im Alten Testament den Vorbildern, Typen und Analogien nachspürten, die auf die Gottesmutter hindeuteten und diese in ihrer vollen Erfüllung im Neuen Testament verständlich zu machen suchten. Man muß eben immer neben Christus auch Maria sehen, die nach Gottes Planung ihre eigengeartete Stellung innehaben sollte an seiner Seite.

9.

Als letzten großen Zeugen der Marienverehrung der frühen Kirchenväter wollen wir Cyrill von Alexandrien zitieren. Wir könnten noch manchen anderen Vater nennen, müssen uns aber beschränken. Schon bei Clemens von Alexandrien, dem frei wirkenden Kirchenschriftsteller († um 212), stoßen wir auf dieses Wort: „Es gibt nur eine jungfräuliche Mutter, ich will sie Kirche nennen.“ Auch das ist nur die Deutung der Bibel, hier vor allem des 12. Kapitels der Geheimen Offenbarung, das man aber wieder im Zusammenhang mit allem sehen muß, was in den Evangelien von Maria gesagt wird. Pater Kantenich drückt das Denken der Väter in Bezug auf die

Beziehung zwischen Maria und der Kirche so aus: Maria ist „Gleichbild und Inbild“ der Kirche. (Siehe „Regnum“, Heft 3, 1972, S. 99-108.) Cyrillus von Alexandrien hat es so ausgesagt: „Immer wollen wir loben Maria, die allzeit jungfräuliche und also heilige Kirche.“ Augustinus ist Zeitgenosse von Cyrill, wenn auch etwas älter als er. Er sieht in Maria große Ähnlichkeit zur Kirche, wenn er etwa so sagt: „Wenn also die Kirche Christi Glieder gebiert, so ist sie darin Maria ganz ähnlich.“ In einem anderen Worte geht er einen Schritt weiter und formuliert so: „Wir wagen zu sagen, daß wir Mütter Christi sind“ (Audemus nos dicere matres Christi). Dieses Wort hat Pater Kentenich oft zitiert und sich an ihm inspiriert. Auf der gleichen Linie hat Papst Paul VI. nach der 3. Sitzungsperiode des Konzils den Titel „Mutter der Kirche“ verkündet.

Aber wir wollten noch stehen bleiben bei Cyrill von Alexandrien. Wir wissen, daß er der geistige Kopf des Konzils von Ephesus gewesen ist. Als Mensch war Cyrill ein Haudegen und nicht selten ein etwas allzu urwüchsiger Kämpfer. Aber seine Lehre über Christus und Maria ist Lehre der Kirche. Wir zitieren ihn aus seiner Lobrede auf Maria vor dem versammelten Konzil. Da heißt es unter anderem:

„Wir grüßen dich, Mutter Gottes, ehrwürdiger Schatz, der der ganzen Welt gehört,

Nie erlöschendes Licht . . . , nie zerstörter Tempel, der den umschließt, welcher nicht umschlossen werden kann, Mutter und Jungfrau . . . ,

Durch dich wird die Dreieinigkeit verherrlicht,

Durch dich ist das Kreuz Gegenstand der Verehrung in der ganzen Welt,

Durch dich herrscht im Himmel Jubel,

Deinetwegen freuen sich die Engel und Erzengel,

Durch dich werden die Dämonen verjagt,

Durch dich wird der Versucher, der Teufel, aus dem Himmel vertrieben,

Durch dich wird die gefallene Kreatur zum Himmel erhoben,

Durch dich ist die ganze Schöpfung, die das Opfer des Wahnsinns der Götzenanbeter geworden war, zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt;

Durch dich erlangen die Gläubigen die Taufe und das Öl der Freude,

Durch dich wurden die Kirchen in der ganzen Welt gegründet,

Durch dich werden die Völker zur Bekehrung angeleitet . . .“

10.

Es ist leicht ersichtlich, daß die Stelle dieser Lobrede auf Maria von Cyrillus, die wir brachten, auch den „kosmischen“ und „personalistischen“ Aspekt östlicher und westlicher Akzentsetzung sichtbar macht: den „kosmischen“

in der engen Verbindung Mariens mit dem ewigen Logos, durch den die ganze Schöpfung hineingezogen ist in eine Aufwärtsbewegung und Gottesbegegnung, den „personalistischen“ in der engen Verbindung Mariens mit dem Erlöser, der jeden einzelnen Menschen anspricht und mit seiner Gnade beschenken will.

So klingt es wieder in der Lobrede des hl. Cyrillus. Vor allem aber hat sich bis zum Konzil von Ephesus eine Verehrung der Person Mariens herausgebildet, in der die Affekte der Liebe auch ganz die originelle Wertfülle Mariens umschließen, um dann von Maria aus weitergeleitet zu werden, über sie hinaus, zum Dreifaltigen Gott: „Durch *dich* wird die Dreifaltigkeit verherrlicht; durch *dich* ist das Kreuz Gegenstand der Verehrung in der ganzen Welt; durch *dich* herrscht Jubel im Himmel; *deinetwegen* freuen sich die Engel und Erzengel . . .“

Hier hat Cyrill schon das zum Ausdruck gebracht, was Pater Kentenich die organische Übertragung und Weiterleitung genannt hat, die in jeder echten katholischen Marienverehrung wirksam ist.

Die Marienverehrung der frühen Kirchenväter sieht die Gottesmutter als originelles und eigengeprägtes Teilglied eines großen übergreifenden Zusammenhanges, in dem sie eine entscheidende Schlüsselstellung einnimmt. „Sie ist nicht das Zentrum“, pflegte Pater Kentenich zu sagen, „aber sie gehört zum Zentrum“ des Heilsganzen. So haben die frühen Väter das Bild Mariens aus der Hl. Schrift herausgelesen. Alle die Theologen von heute, die Christus trennen von Maria, haben es nur mit einem gedachten Christus zu tun, mit einem Christus der Spekulation und Abstraktion, der aber nicht der historische Jesus von Nazareth ist, geboren aus Maria, der Jungfrau, und von dem Paulus nur darum seine Kreuzestheologie entwickeln konnte. Wer nicht die vielfache Verwobenheit der Mariengestalt mit dem Gesamtzusammenhang der übernatürlichen Ordnung und auch des übernatürlichen Lebens sieht und beachtet, der verfällt heute oder morgen der Rationalisierung des Glaubens. Es geht hier um viel mehr als um isoliert betrachtete Marienliebe. Wer sich noch der „kosmischen“ und „personalistischen“ Akzentsetzung im Osten und Westen erinnert, wird spüren, daß es im Grunde um ein organisches, ganzheitliches und vitales Verstehen aller Heilzusammenhänge geht, das seinerseits ein organisches Welt-, Kirchen- und Menschenbild inspirieren will.

Der Westen hat zu dem östlich-erhabenen und kosmisch-gewaltigen Verständnis Mariens als Gebärerin des ewigen Logos das lieblich-menschliche Bild der Mutter und Helferin in allen Nöten hinzugefügt. Beide Aspekte erst geben das volle Bild Mariens, wie es schon in der Frömmigkeit der vorephesinischen Väter lebendig war. Wir schließen ab, indem wir ein Gebet

anfügen, das uns in griechischer, in koptischer und äthiopischer Sprache erhalten geblieben, dessen Autor unbekannt ist. Da es aus östlicher Mentalität stammt, kommt wieder das Erhabene und Kosmische am Verständnis Mariens zum Ausdruck. Wir lesen:

„Welch große Gnade hat doch Gott der Tochter der Evaskinder verliehen: Gott wurde geboren von der Tochter der Menschen . . . Verkünde mir doch, du Tochter von Fleisch und Blut, wie wohnte in dir die Kraft von der Kraft? Wurde nicht die Feste der Himmel erschüttert bei seiner Herabkunft? Wie hast du ihn, den die Weite des Himmels und die Breite der Erde nicht tragen können, auf deiner Handfläche getragen? Wie wunderbar und staunenswert ist dieses Kunstwerk! Wie wunderbar und staunenswert ist diese Fleischwerdung! Wie wunderbar und staunenswert ist diese Menschwerdung! . . . O verborgenes Geheimnis, das in dir gewirkt wurde, o Löserin des Adamfluches!“

11.

Das biblische Bild Mariens im Denken der frühen Kirchenväter kreist immer um das Bild der „Jungfrau-Mutter“. Das dürfte deutlich geworden sein. Darin lag sowohl der „kosmische“ wie der „personalistische“ Akzent beschlossen, den wir festgestellt haben. Von hieraus ist aber über Christus hinaus beim Denken der alten Väter in doppelter Richtung eine marianische Perspektive deutlich hervorgetreten. Die jungfräuliche Gottesgebäerin bestimmt auch das Kirchenbild, und dieses wird mit ihr, wie wir gesehen haben, nicht selten in eins gesetzt. Es ist der ekklesiologische Bezug. Die jungfräuliche Gottesgebäerin verkörpert sodann einen deutlich sichtbaren Bezug zur anthropologischen Frage, vor allem durch die Eva-Maria-Parallele bei Justin und Irenäus. „Löserin des Adamfluches“ hieß es vorhin in dem Gebet.

Grundlage und Ausgangspunkt aber ist für die frühen Väter der Kirche immer das Bild der „Jungfrau-Mutter“, die uns den Erlöser geschenkt hat, und die für immer unzertrennlich mit Christus verbunden geblieben ist. Bei Ambrosius und Augustinus erscheint Maria schon unmißverständlich als Form und Idealbild des gläubigen Menschen und somit als Idealbild der vielen gläubigen Seelen, die die Kirche darstellen: „Gibt es nur eine leibliche Mutter Christi, so ist Christus doch in der Gnadenordnung die Frucht aller“ — „denn jede Seele, die glaubt, empfängt und gebiert das Wort Gottes“. (Ambrosius) „Wir wagen zu sagen, daß wir Mütter Christi sind“ (Augustinus).

Vorsehung im Alten Testament als Erfahrung der Führung Gottes

Von Antonio Cosp Fontclara

1. Der Begriff der Vorsehung in der Bibel

Das griechische Wort „pronoia“, Vorsehung, kommt im Alten Testament nur wenige Male und im Neuen Testament überhaupt nicht vor.¹ Die Exegeten sind sich indessen einig, daß der mit dem Wort gemeinte Sachverhalt auf vielfältigste Weise in der Bibel zu finden ist. Wie kam Israel zum Glauben an die Vorsehung Gottes?

Israels Glaube gründet in einer ganz konkreten Erfahrung, die es in seiner Geschichte machte. Es ist sich der Armseligkeit seines Anfangs sehr bewußt: „Ein heimatloser Aramäer war mein Vater“ (Dt 26, 5 b). Nach demselben Bekenntnis wäre die Volkwerdung bereits in Ägypten geschehen. Die modernen Geschichtsforscher vermuten aber, daß sie ein langwieriges Unternehmen war. Sie wurde erst durch David einigermaßen gefestigt, um sich bald wieder aufzulösen (1 Kön 12, 20 ff.). Immerhin, Israel wurde ein Volk trotz seines armseligen Anfangs, trotz tiefgreifender Gegensätze. Und Israel wußte, daß die Tatsache nur dem Wirken und der Hilfe Gottes zu verdanken war.

Der entscheidende Eingriff Jahwes zugunsten seines Volkes war die Befreiung aus der Knechtschaft der Ägypter und die Rettung am Schilfmeer. Diese Heilssetzungen bilden den Anfang einer ständigen Hulderweisung durch immer neue Rettungen. Die Bibel ist voll von solchen Erzählungen und von entsprechenden Bekenntnissen und Dankesliedern. Die Befreiung von den Ägyptern, das Wunder am Schilfmeer, die Wüstenwanderung, die Eroberung des Landes Kanaan, die Erwählung Davids und Jerusalems, die Rückkehr aus Babylonien sind die wichtigsten Meilensteine dieser Geschichte.

Hierbei erlebte Israel das, was wir heute Vorsehung nennen: die Huld, die Zuneigung seines Gottes, der mächtig ist, aus dem Nichts ein Volk ins Leben zu rufen und es im Leben zu erhalten. Hier hat es gelernt, was Schöpfung und Vorsehung bedeuten. Zuerst gab es eine geschichtliche Erfahrung der Güte und der Kraft Gottes, die bezeugt und auch erlebt wurde, und von daher reflektierte man über den Anfang dieser Geschichte, und zwar sowohl über die Geschichte der Welt wie auch des Volkes.

¹) Im Alten Testament nur im Weisheitsbuch 14, 3 und 17, 2. Ein ähnliches Wort findet sich auch hebräisch im Buche Job 10, 12.

W. Kern zeigt sehr gut diesen Prozeß der Erkenntnis, der seinen Anfang in der Erfahrung der Vorsehung und Fürsorge Gottes für sein Volk hat. Erst „als die Voraussetzung dieses gläubigen Sich-geborgten-Wissens, als dessen äußersten Horizont und letztes Fundament bekennt es die Welt-herrschaft und das Schöpfertum dieses Gottes“².

So erklärt sich z. B. die Schöpfungserzählung des Jahwisten^{2a}. Sie ist geprägt von dieser in der Geschichte Davids erlebten Huld und vom Zugekehrtsein Gottes zu seinem Erwählten. Die Erschaffung des menschlichen Paares steht im Mittelpunkt. Die Sorge Gottes für sie wird bis in alle Einzelheiten mit großer Anschaulichkeit gezeigt. Sogar das Verbot, von dem Baum der Erkenntnis zu essen, entspringt dieser fürsorglichen Gesinnung Gottes .

Von daher ist auch zu erklären, daß die Israeliten einen ganz anderen Begriff von Welt und Natur hatten, als dies bei den Griechen oder uns Heutigen der Fall ist. Dieser Begriff ist von der Geschichte und von der Tatsache her konzipiert, daß die Welt ganz in Gottes Händen ist, daß sie als Geschehen und nicht als stabiles, unveränderliches Ordnungssystem verstanden wird, von unveränderlichen Gesetzen durchwaltet. So kann H. Schlier sagen, daß „die Natur nur die Exposition der Geschichte“ sei³.

Schöpfung, Natur und Geschichte waren demzufolge keine in sich geschlossenen Größen, die sich nur noch weiter nach eigenen immanenten Gesetzen entwickelten, sondern „Widerfahrnisse“, die ständig in Gefahr sind zu verschwinden, wenn Gottes Liebe und Macht sie nicht durch weitere Setzungen hält und entwickelt. Zu diesem Ergebnis kommt auch L. Scheffzyk: „Wie die Schöpfung als Eröffnung des Weges Gottes mit den Menschen und gleichsam als Erstellung des Raumes verstanden ist, in dem sich die Geschichte abspielen soll, so ist die Vorsehung, in der Gott gegenwärtig erfahren wird, als die auf die Vollendung gerichtete Kraft der Geschichte gedacht. So verstanden, stellt der Vorsehungsgedanke in Israel die konsequente Ausfaltung der Schöpfungswahrheit dar, auf die er immer bezogen ist und an deren Heilscharakter er partizipiert.“⁴

Diese liebende und erwählende Hingabe Jahwes war für Israel wie ein Bereich des Heiles und der Sicherheit. Es durfte diesen Bereich empfangen, wo Gottes liebevolle Vorsehung, Verfügung und Führung zu erwarten war, und zwar als Gottes Gnade. Dieser gnadenvolle und sichere Bereich war der

²) Zur theol. Auslegung des Schöpfungsglaubens, in: *Mysterium Salutis II*, Einsiedeln 1967, S. 529.

^{2a}) „Jahwist“ ist die konventionelle Bezeichnung des Verfassers der sogen. „Jahwequelle“, einer der vier Quellen, aus denen nach fast allgemeiner Auffassung der Pentateuch entstanden ist.

³) Das Ende der Zeit, in: *Geist und Leben* 40 (1967), S. 204.

⁴) Schöpfung und Vorsehung (Handbuch der Dogmengeschichte II/2a) Freiburg 1963, S. 12.

Bund. Der Bund war ferner der theologische Kristallisationspunkt, durch den Israel die Heilsgeschichte erklären konnte als das fürsorgende Zugekehrtsein Gottes und die gehorsame Antwort des Volkes.

Was zwischen Jahwe und dem Volke geschah, kam nicht von ungefähr. Gott hatte sich kraft des Bundes durch eine dreifache Verheißung verpflichtet, nämlich die Volkwerdung, den Landbesitz und das besondere Verhältnis des Volkes zu Ihm (Gen 17, 5-8). So entstand die Heilsgeschichte als Folge einer Spannung zwischen Verheißung und Erfüllung. Die Tausende kleiner Ereignisse aber, die zur Erfüllung der Verheißungen beigetragen haben, stehen im Bereich der Vorsehung Gottes.

Im Neuen Testament kulminieren alle Verheißungen und werden verwirklicht in Jesus Christus (vgl. Lk 4, 21 u. a.). In ihm erfahren wir, daß Gott seinem Bund treu bleibt und daß er weiterhin mit uns ist, um uns zu retten. Er ist so intensiv mit uns, daß sich, nach Jesus, dies selbst in den kleinsten und unscheinbarsten Geschehnissen erweisen wird, auf die wir selbst kaum achten (Mt 6, 25-34; Lk 12, 22-31; Mt 10, 29-31; Lk 21, 18). Das Leben des Menschen, des Kindes des Vaters, steht in Gottes Hand; er sorgt dafür.

2. Der Vorsehungsglaube als Glaube an Gottes Führung

Auch das Alte Testament hatte seine Gottesfrage, und die biblischen Autoren versuchten darauf eine Antwort zu geben. Die Lösungen, die sie fanden, sind auch für uns von Bedeutung. Dabei spielte die sogenannte „Führungstheologie“ eine entscheidende Rolle, und wir werden uns fragen müssen, ob die Kategorie der Vorsehung auch heutzutage diese Rolle übernehmen kann.

A. Die Führungstheologie im Alten Testament

Die Unsichtbarkeit Gottes war an sich kein Problem, solange der Kult lebendig war. Da erfuhr das Volk Gott ganz unmittelbar auf es zugewandt mit Güte und Sorge. Aber die kultischen Bindungen begannen sich irgendwie zu lockern. Ein Säkularisierungsprozeß setzte ein. Um die Gottesferne zu überwinden, suchte der Jahwist von einem neuen Grunderlebnis her nach einer neuen Gottesbindung. So sagt G. von Rad: „... weder rational begründet noch in Einzelheiten schon faßbar verkündet er als das Fernziel der von Gott in Israel gewirkten Heilsgeschichte die Überbrückung der Kluft zwischen Gott und den Menschen insgesamt“⁵. Indem der Jahwist die Traditionen übernahm, die früher mit dem Kult verbunden waren und sie in die Geschichte projizierte, schuf er dieses neue Band, das Band der mit Gott gemachten Geschichte. Sein Thema in dieser Heilsgeschichte war die göttliche Führung.

⁵) Gesammelte Studien zum Alten Testament, München ³1965, S. 73.

Für den Jahwisten war das Ziel dieser göttlichen Führung die Volkwerdung Israels und die Landnahme. Gott führte das Volk zum Besten, in einen Heilszustand hinein. Dabei beschäftigte Gott sich ganz persönlich mit seinem Volk, um es zu seinem Ziel zu bringen: Er sah das Elend seines Volkes in Ägypten, er hörte sein Wehklagen. Darum stieg er hinab, um es zu befreien und es aus diesem Land herauszuführen in ein schönes und geräumiges Land (Ex 3, 8). Das Schwergewicht von Gottes Handeln liegt jetzt jenseits der sakralen Institutionen. Es ist die Geschichte, die jetzt für das Handeln Gottes Zeugnis ablegt.

Die typische Episode in Gottes Führung ist wohl der Exodus, der Auszug aus Ägypten. Obwohl es in der Beurteilung dieses Ereignisses im Alten Testament zwei ganz entgegengesetzte Richtungen gibt, so herrscht die Sicht dieser Zeit als einer Zeit der Treue Gottes und des menschlichen Versagens vor. Gottes Treue wird z. B. von Jeremias stark hervorgehoben, und auch die menschliche Antwort sieht in seinen Augen im wesentlichen gut aus: „Noch denke ich an den Bundessinn deiner Jugend, an die Liebe deiner Brautzeit“ (Jer 2, 1). Der Vergleich ist treffend. Gott wird im Exodus gezeigt als der Bräutigam, der die Gelegenheit sucht, sein Volk zu schützen und immer wieder für es zu sorgen.

Eine Schlüsselstellung bekommt dabei die Versündigung Israels mit dem goldenen Kalb (Ex 32). Das Verhältnis zwischen den beiden Bundespartnern wird dadurch in gefährlicher Weise gestört; Gott will den Bund schon aufheben und dem Volk nicht weiter seine Führung angedeihen lassen. Doch Moses weigert sich weiterzuziehen, falls Jahwe nicht mitkommt (Ex 32, 34; 33, 2 f). Die Führung Gottes bleibt etwas Unentbehrliches, auch nach der Sünde. Nun aber werden Mittler zwischen Gott und dem Volk institutionalisiert: das heilige Zelt, das Angesicht Gottes und vor allem der Engel Jahwes.

Der Engel Jahwes ist ein hilfreiches Wesen, das schützend zugunsten Israels waltet. Es ist die persongewordene Hilfe Jahwes für Israel. Sei es, daß Gott selber das Volk leitet, sei es, daß er die Führung durch die Mittler ausübt, das Volk muß, wenn es nicht zugrunde gehen will, weiterhin seine Macht erfahren. Seine Beständigkeit verdankt es Jahwe, der handelnden Gegenwärtigkeit Jahwes mitten im Volk.

Diese Geschichte wird nicht erzählt, um neue Wahrheiten zu entdecken, sondern um zu zeigen: „In der aktualisierenden Darstellung der großen Taten Gottes ebenso wie in dem Offenbarwerden der Menschen im Umkreis dieser Taten ist Jahwe für Israel gegenwärtig“⁶. Es soll einfach deutlich gemacht werden, daß Jahwe in seiner führenden und vorsehenden Tätigkeit seinem Volk ganz nahe ist.

⁶) Theologie des Alten Testaments Bd. I, München 1966, S. 309.

Noch reichere Gelegenheit, der Führung Gottes inne zu werden, hatte Israel bei der Eroberung des kanaanäischen Landes. Oft durfte es mit der Hilfe Gottes rechnen; oft aber auch geriet es in Verzweiflung wie Gideon (Ri 6, 13). Die Armseligkeit Gideons und seiner Familie, die Winzigkeit der Truppe, die ihm zur Verfügung bleibt, zeigt mit Klarheit, daß niemand anders als Gott selbst es ist, der führt: Gott ist mit Gideon (Ri 6, 16).

Aber nachdem die Landnahme erfolgt und die Führung Jahwes damit an ihr Ziel gekommen war, mußte die Frage auftauchen: Was ist es jetzt mit unserem Gott? Sollen wir uns nicht an die Götter des eroberten Landes wenden, die dem Land bisher seine Fruchtbarkeit geschenkt haben und nun auch für uns sorgen und vorsehen können? Die Vorstellung von Jahwe als einem Kriegsgott, der Israel bis dahin geleitet hatte, konnte jetzt nicht mehr weiterhelfen. J. Schreiner formulierte die Frage, die Israel zu einer tiefgreifenden Krise seines Jahweglaubens führen mußte, folgendermaßen: „Wie wird Israel jetzt seinen Gott erleben? Wie wird er sich offenbaren? Muß es seinen Glaubenssatz vom führenden Gott als eine Erinnerung betrachten?“⁷

Mitten in dieser Krise kommt der Jahwist und versucht zu zeigen, „daß Jahwe auf der gewonnenen Basis (Land Kanaan) sichtlich auch weiter an Israel handelte“⁸.

Wir fragen uns aber: Wo gründet die Legitimation der Behauptung des Jahwisten, daß Gott in der Gegenwart weiterwirkt, daß er nicht nur in der Vergangenheit mächtig und tätig war?

Der Jahwist ist mitten in einer eigenartigen Gotteserfahrung aufgewachsen: im davidischen Reich. So wie einstmals Jahwe ein „Gott mit uns“ war, der das Volk führte, so macht nun das Volk von neuem die Erfahrung der göttlichen Kraft. Indes geschieht eine Akzentverschiebung: Das Handeln Gottes konzentriert sich jetzt auf David. Nur so konnte man sich die Siege des Königs erklären und die Ruhe vor seinen Feinden, die er sich verschafft hatte. Darum sagt man jetzt: „Gott ist mit ihm“ (2 Sam 5, 10). Das literarische Stück von Davids Aufstieg — eines der ältesten in der Bibel — beschreibt das Hin und Her zwischen Saul und David bis zu dem Punkt, da David sich auf den Thron des ganzen Hauses Israel setzen kann. Es ist eine überragende Führungsgeschichte, von der J. Schreiner schreibt: „Es wird gezeigt, wie Gott verborgen und sicher, auf manchen Umwegen und durch vielerlei Wirrnisse den Mann seiner Wahl zum Ziel führt, zu einer dauernden Aufgabe an Israel“⁹.

⁷) Führung — Thema der Heilsgeschichte im Alten Testament, in: *Bibl. Zeitschrift* (N.F. 5) 1961, S. 8.

⁸) v. Rad, *Gesammelte Studien*, S. 77.

⁹) Schreiner, a.a.O., S. 10.

In der Geschichte Davids lernt der Jahwist und seine Zeitgenossen, daß Gott nicht nur die Gesamtheit, sondern auch einen Einzelnen führt, daß er sein Volk durch diesen Einzelnen führen kann und daß Gottes Führung sich in einer planvollen, zielstrebigem Lenkung aller Ereignisse vollzieht. Gottes Führung erstreckt sich nicht nur über das ganz Wunderbare und zeigt sich nicht nur in Katastrophen, sondern umfaßt alle Lebensbereiche und wirkt in allen Geschehnissen.

Von daher kommt dieser „neue“ Glaube des Jahwisten, der sich in vielen Führungsgeschichten zeigt, wie z. B. in der Brautwerbung Rebekkas, in der Josefsgeschichte, in der Geschichte der Ruth und in Abimelechs Stadtkönigtum und seinem kläglichen Ende. So bemerkt G. von Rad: „Es ist eine Geschichte göttlicher Führungen und Fügungen, die der Jahwist bezeugt; in allen Lebensgebieten, den öffentlichsten wie den verborgensten, offenbart sich dem Glauben die Vorsehung Jahwes.“¹⁰

Die Eingriffe Jahwes werden nicht mehr nur und auch nicht besonders in der äußeren Durchbrechung der irdischen Zusammenhänge, sondern mehr in der verborgenen Aktivität der Führung seiner Geschöpfe gesehen. Sie stellt alles, auch das Böse, in den Dienst des von Gott gesetzten Zieles (vgl. Gen 50, 20).

Dieses Sich-Festhalten an der Führung Gottes, die alles Geschehen leitet (vgl. auch Jes 7, 9; 28, 16; 30, 15), dieser „neue“, konkrete und situationsbezogene Glaube ist das, was wir in Schönstatt Vorsehungsglauben nennen, und der für damals von so großer Bedeutung für die Erfahrbarkeit Gottes war.

Die prophetische Botschaft wurzelt ebenso tief in den Erfahrungen, die Israel schon früher mit Jahwe machte und die die Propheten selber in ihrer Zeit machten. Sie war keine Spekulation, sondern Folge eines ständigen Hörens und Schauens. Darum bewundern wir an den Propheten die unerhörte Wachsamkeit für alle Veränderungen in ihrer jeweiligen Zeit.

Später geht dieses heilsgeschichtliche Verständnis des Glaubens als Erfahrung des handelnden Gottes verloren. In der späteren Weisheitsliteratur erlahmte der Glaube an Jahwes Walten in der Geschichte. Statt dessen wurde mehr sein Walten in der Schöpfung wahrgenommen. Wenn einmal die Harmonie, die Ordnung in der Natur und in ihren Verhältnissen gestört wurde wie im Falle Job, dann war auch das Wirken Gottes in eine unerreichbare Verborgenheit hinabgesunken. Über Kohelet und seine Verzweiflung an einer sinnlos gewordenen Welt schreibt der oben zitierte G. von Rad: „Diese Feststellung ist deshalb so vernichtend für Kohelet, weil

¹⁰) v. Rad, Gesammelte Studien, S. 78.

er ja außer diesem empirischen Weg überhaupt keine andere Möglichkeit kennt, mit Gott in Verbindung zu kommen. Aber die Welt bleibt dieser seiner Heilsfrage gegenüber stumm.¹¹ Das „Gott ist mit uns“ oder „Gott ist mit ihm“ oder der „Engel Jahwes“, alles, was seine Anwesenheit und sein Walten in der Geschichte kundtut, macht jetzt einem neuen Verständnis des Wirkens Gottes Platz, bei dem Gott in der Ferne seiner Transzendenz belassen wird.

B. Die Hypostasierung der Führungsmacht Gottes

Die biblischen Verfasser suchten gern Mittler zwischen Jahwe und dem Menschen, um die Transzendenz Gottes aufrechtzuerhalten und seine verzehrende Heiligkeit nicht in direkten Kontakt mit dem Volk kommen zu lassen. Sie wollten aber zugleich sagen, daß es doch Jahwe war, der durch diese Mittler sein Volk weiter führte.

Es sind vor allem die Begriffe „Wort“ und „Geist Gottes“, die als Vermittlungen des göttlichen Handelns und Führens eine entscheidende Rolle spielen; dazu, als Zusammenfassung seiner helfenden Macht und der Bewunderung, die Gott durch seine Werke unter dem Volk hervorrief, der Begriff der „Herrlichkeit“ oder „Ehre“.

a. Das Wort Gottes

Die Etymologie dieses Begriffes ist umstritten. In der ganzen Antike ist das Wort „Träger von Kräften, die wirksam in das Geschehen eingreifen“¹². Andererseits hat es einen noetischen Charakter, weil es vom Herzen und vom Mund des Menschen kommt (Nm 30, 13; Jer 17, 16). Das Wort drückt die Gedanken, die Absichten oder die Entscheidungen des Menschen aus.

Darum ist das Wort geeignet, eine Mittlerfunktion zu übernehmen. Es kann gut die göttliche Kraft zum Ausdruck bringen, die in der Geschichte am Werke ist, sowie den Offenbarungswillen Gottes, der uns seine Verheißungen und die uns auferlegten Verpflichtungen klarmacht. Das Geschichtsverständnis des Deuteronomiums zum Beispiel versucht das ganze Geschick des Volkes als Auswirkung des Wortes Jahwes zu erklären:

- Die Führung Gottes durch sein Wort ist äußerlich gesichert durch die versprochene Kontinuität der Propheten (Dt 18, 15. 18).
- Alles Geschehen wird durch die willige Ausführung oder die ungehorsame Mißachtung göttlicher Worte erklärt (Dt 5, 32; 7, 12-16 u. a.).
- Die Segens- und Verheißensworte haben für die Geschichtsgestaltung eine vom Menschen unabhängige bestimmende Macht (Dt 28, 2 ff. 15 ff.).

¹¹) v. Rad, *Theologie des AT*, S. 470.

¹²) Eichrodt, *Theologie des Alten Testaments II/III*, Stuttgart 1961, S. 40.

W. Eichrodt stellt im Hinblick auf dieses Verständnis des Wortes im Alten Testament mit Recht fest: „In allen diesen Beziehungen erweist sich das Wort als die lenkende Kraft der Geschichte.“¹³

b. Der Geist Gottes

„Geist Gottes“ hatte im Alten Testament eine Fülle von Bedeutungen und wurde oft alternativ zu „Wort Gottes“ gebraucht. Seine Bedeutung bleibt aber in allen Fällen abhängig von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „ruah“, mit dem der Wind gemeint ist, der sich geheimnisvoll bewegt und Leben schenkt, oder der Lebensodem, das Zeichen des Lebens im Menschen. Der Mensch ist durch diesen göttlichen Lebensodem zum Leben erwacht (Gen 2, 7), und solange der Odem ihn nicht verläßt, bleibt er im Leben.

Aber „ruah“ ist nicht nur Prinzip des natürlichen Lebens, sondern auch Organ der Heilsgeschichte. Besonders in der Richterzeit erlebte man die kraftpendende Macht des Geistes, die schwache und schüchterne Menschen — Gideon, Jephthe, Saul — zu siegreichen Kämpfern verwandelt. Die Genannten wie auch Moses und Elias sind Geisträger gewesen, eine Bezeichnung, die allerdings im Alten Testament nicht so sehr metaphysisch als funktional verstanden wurde. Auch die falschen Propheten gaben sich als Geisträger aus. Darum gebrauchten die Propheten ab Amos mehr den Ausdruck „Hand Jahwes“ (1 Kön 18, 46; 2 Kön 3, 15) als „Geist Gottes“, um die Unmittelbarkeit ihres Gotterlebens auszudrücken.

Im Prophetentum erreicht diese Auffassung ihren alttestamentlichen Höhepunkt. Der Geist wird nun auch als Organ der Gegenwart Gottes inmitten seines Volkes gedacht (Jes 63, 11 ff; Zach 7, 12). Im Exil erlebte das Volk die Demütigung unter den Händen der Babylonier. Ohne große Hoffnung und Verheißung verbrachte das Volk eine Wartezeit. Da wurde der Geist als „der gegenwärtige Führer und Beschützer erlebt“¹⁴. Gestärkt durch ihn konnten die Juden geduldig dem Anfang einer neuen Zeit entgegensehen. Unter der Kraft des Geistes wurden die neuen Schwierigkeiten in der Zeit des Wiederaufbaus überwunden (Zach 4, 6).

Im Rahmen unserer Überlegungen ist interessant, daß diese Zeit sich nicht mehr imstande fühlte, wieder unmittelbar das Wort Gottes für die Gegenwart wahrzunehmen (Zach 7, 7, ff; 1, 4). Aber man sah in dem schriftlichen Zeugnis von den großen Gottestaten der Vergangenheit Norm und Weisung für das Jetzt. „Als die Kraft aber, die das Wort der Vergangenheit lebendig macht und es der Gegenwart in verpflichtender Unmittelbarkeit nahebringt, wirkt der Geist.“¹⁵

¹³) a.a.O., S. 43.

¹⁴) a.a.O., S. 35.

¹⁵) a.a.O., S. 37.

Obwohl dieses Verständnis abgeschwächt wurde, bekam der Geist in der ersten Phase des Judentums eine existentielle Bedeutung. Durch ihn blieben die Heilssetzungen Gottes bedeutsam für eine neue Gegenwart, und Gott waltete im Heute der Gemeinde.

c. Die Herrlichkeit Gottes

„Herrlichkeit“ ist ein Begriff, der in der Bibel ständig gebraucht wird. Er ist nicht „als ein rein ideales Gut aufzufassen, sondern vielmehr der Grundbedeutung des Wortes gemäß das Gewichtige am Menschen, das, was ihn ansehnlich macht“¹⁶. Auf Gott angewandt drückt er die Wucht seiner Erscheinung, seine Kraft, sein Licht aus, kurz alles, was man an ihm bewundert: „Deine Rechte, Jahwe, verherrlicht sich durch Kraft“ (Ex 15, 6).

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Herrlichkeit Gottes wichtig für unseren Zusammenhang. Gott zeigte vor den Israeliten seine Herrlichkeit nicht nur in den Krafftaten, die sie erfahren konnten; er will auch, daß sie seine Herrlichkeit respektieren. Die Sünde des Volkes besteht darin, daß sie an Gottes Wunder und an Gottes Hilfe nicht geglaubt oder sie vergessen haben (Ps 78, 11. 22. 32. 42; Nm 14, 11. 22). Das ist nicht nur ein Akt der Undankbarkeit; damit verliert das Volk seine eigene Kraft, Macht und Herrlichkeit, weil Israel ohne Jahwe nichts ist. Darum kann Gott sich bei Jeremias beklagen: „Mein Volk aber hat seine Herrlichkeit gegen Ohnmacht eingetauscht“ (2, 11). Und er macht die traurige Feststellung: „Hinter den Ohnmächtigen sind sie hergelaufen“ (2, 8).

Diese drei Begriffe „Wort“, „Geist“ und „Herrlichkeit“ stehen nicht beziehungslos da. Jeder drückt auf seine Weise die führende und fürsorgende Anwesenheit Gottes bei seinem Volke aus. Die Funktion dieser Hypostasierungen der Führungsmacht Gottes und ihre Verbindung mit der Vorsehung hat bei C. Lorcher eine treffende Darstellung gefunden: „Mit dem Wort, dem Geist oder der Weisheit nähert sich Gott fortschreitend dem Menschen. Wesen, die aus ihm hervorgehen und seiner providentiellen Tätigkeit Gestalt geben, konsolidieren sich mehr und mehr, bringen die Zusicherung einer ständigen Präsenz und schaffen eine Art Verbindung zwischen ihm und dem Menschen.“¹⁷

Wenn wir unsere Betrachtungen über die Führungstheologie im Alten Testament abschließend zusammenfassen, so können wir sagen:

1. Auch die Menschen des Alten Testamentes hatten ihre aktuelle Glaubensfrage.

¹⁶) v. Rad, Artikel Kabod im AT, in: Theol. Wörterbuch II, Stuttgart 1935, S. 241.

¹⁷) Die Transzendenz Gottes als Grund für seine Abwesenheit, in: Concilium 5 (1969), S. 753.

2. Sie machten die Erfahrung Gottes unmittelbar und existentiell in ihrem Leben und in ihrer Geschichte.
3. Sie hörten sein Wort, sahen seine Herrlichkeit und spürten die Zeichen seiner Macht. So fanden sie eine Lösung für ihre Glaubensfrage nach Gott.

Für uns Heutige bleibt daraus die Aufgabe, ob wir Gott in unserem Jetzt, in unserer persönlichen Existenz, in der gegenwärtigen Geschichte zu erfahren vermögen. Davon wird es abhängen, ob der Glaube nur eine Sache der Vergangenheit ist und vielleicht in ferner Zukunft wieder einmal möglich wird, dem Menschen der Gegenwart aber fragwürdig bleibt.

Für eine familienhafte Kirche*

Von Francis A. Cegielka

Das II. Vatikanische Konzil hat das biblische Bild von der Kirche erneuert. Ausgehend von der Hl. Schrift erscheint die Kirche in den Dokumenten des Konzils nicht mehr so sehr als Institution, sondern mehr als Familie. Da wir Kinder Gottes sind, „bilden wir eine Familie in Christus“ (Lumen Gentium Nr. 51, Hebr. 3, 6). „Gott, der väterlich für alle sorgt, wollte, daß alle Menschen eine Familie bilden und einander in brüderlicher Gesinnung begegnen“ (Gaudium et Spes Nr. 24).

Diese Vorstellung von der Kirche als Familie wurde schon von Leo XIII. in seinem Schreiben „Neminem fugit“ vom 14. Juni 1892, also lange vor dem Konzil, verwendet. Der Papst erinnert dort daran, daß der Herr in seiner Barmherzigkeit das Werk der Erlösung des Menschengeschlechtes dadurch begann, daß er die Hl. Familie in Nazareth begründete. In dieser Familie sollten alle Menschen das vollkommene Modell für ihr Familienleben finden. Das II. Vatikanische Konzil stellt fest, daß die „Familie gleichsam eine häusliche Kirche“ (Lumen Gentium Nr. 11) ist. An einer anderen Stelle der gleichen Konstitution lesen wir, daß wir mit der Förderung der Familienbände der tiefsten Berufung der Kirche entsprechen:

*) Der Beitrag ist ein Kapitel aus dem im Verlag Alba House, Staten Island, N. Y., erschienenen Werk des Verfassers „Handbook of Ecclesiology and Christology“. Die Übersetzung besorgte die Redaktion.

„Wir alle, die wir Kinder Gottes sind und eine Familie in Christus bilden (vgl. Hebr. 3, 6), entsprechen der innersten Berufung der Kirche und bekommen im voraus Anteil an der Liturgie der vollendeten Herrlichkeit, wofern wir in gegenseitiger Liebe und in dem einen Lob der Heiligsten Dreifaltigkeit miteinander Gemeinschaft haben“ (Lumen Gentium Nr. 51).

In der Konstitution über die hl. Liturgie lesen wir, daß die Liturgie das ausgezeichnete Mittel ist, durch das alle Gläubigen in ihrem Leben das Geheimnis Christi und die echte Natur der wahren Kirche ausdrücken und anderen kundmachen können (Sacrosanctum Concilium Nr. 2). Darum ist die Liturgie für uns ein Zeugnis der wahren Natur und des Geheimnisses der Kirche. Wenn die Kirche eine Familie ist, dann müssen sich Spuren des Familienbegriffes in ihrer Liturgie finden. Tatsächlich kennt die Liturgie Gebete, die eine Bestätigung der Lehre des II. Vaticanums darstellen. So z. B. spricht der Priester an einem der erhabensten Momente der Meßfeier vor der Wandlung, unter Hinwendung an den Ewigen Vater: „Vater, nimm an diese Gabe von deiner ganzen Familie.“ In diesem Text, der früher jeden Tag gesprochen wurde, bezeichnen wir die Kirche als Familie. Dadurch wurden wir täglich daran erinnert, daß der Begriff der Familie wesentlich zur Kirche gehört. Im Stundengebet der Karwoche beten wir zum „Vater der Erbarmungen“ und bitten ihn, auf seine „Familie“ zu schauen, „für die unser Herr Jesus Christus nicht zögerte, sich den Händen der Übeltäter auszuliefern und die Marter des Kreuzes auf sich zu nehmen“. Auch in der Oration vom 5. Sonntag nach Erscheinung und ebenso am 21. Sonntag nach Pfingsten wurde von der Kirche als einer Familie gesprochen: „Wir bitten Dich, o Herr, behüte Deine Familie in Deiner immerwährenden Liebe“.

Das Lehramt der Kirche gebraucht die gleichen Worte. In seiner Enzyklika über die Kirche als Geheimnisvollen Leib Christi nennt Pius XII. die Kirche das „Haus des Vaters“. Dieselbe Wendung „Haus des Vaters“ steht in der Enzyklika Johannes' XXIII. „Ad Petri Cathedram.“

Wir selber sprechen sehr oft von der „Heiligen Mutter Kirche“, was ein Verständnis der Kirche als Familie voraussetzt. Wiederholt treffen wir diesen Ausdruck in der eben erwähnten Enzyklika an. Ähnlich bezeichnen wir die Kirche als „Braut Christi“. Wir reden von ihrer „mütterlichen Güte“ und nennen die Gläubigen „ihre Kinder“.

In alledem kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß die ganze Kirche, weil sie der ganze Christus ist, eine Familie darstellt, die einen Vater, eine Mutter, Kinder, ein gemeinsames Band der Liebe und die besondere übernatürliche Sendung hat, das Leben Christi durch die Sakramente allen Menschen zu vermitteln. Dieses Leben hat eine gemeinsame Nahrung: die

hl. Eucharistie, die von den Theologen das „Band der Einheit und der Liebe“ genannt wird. Der hl. Augustin kennzeichnet die hl. Eucharistie als „sacramentum pietatis“. Das dürfen wir übersetzen mit: „Sakrament der Familienliebe und des Familiengeistes.“ In der Kirche gibt es zwei soziale Sakramente: die Ehe und die Priesterweihe. Beide sind Sakramente christlicher Elternschaft, weil sie bewirkende Ursache für ihr Familienleben sind.

Weiterhin hat die ganze innere Struktur der Kirche, ihre Natur, familienhaften Charakter. Nach den Worten Christi im Hohenpriesterlichen Gebet (Joh 17, 11. 22. 23. 26.) soll die ganze Kirche die Gemeinschaft des Dreifaltigen Gottes wiederspiegeln, der in sich selber eine Art von Familienleben kennt, sprechen wir doch von Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Hl. Geist, der die persongewordene Liebe ist. Das Wesen Gottes ist die Liebe; ebenso ist die Liebe das Wesenselement des Familienlebens. Das oberste Ziel der Kirche besteht darin, ein geschaffenes Bild und ein lebendiger Spiegel der unerschaffenen Familie des Dreieinen zu werden.

Das Ideal eines jeden Gliedes der Kirche besteht darin, ein Kind Gottes zu werden, dem Bild des eingeborenen Sohnes Gottes, der der Erstgeborene unter vielen Brüdern werden sollte (R 8, 29), gleichgestaltet. Alle Gläubigen sprechen das eine Gebet, das Vaterunser, in dem sie den souveränen Gott ihren Vater heißen und ihre familienhaften Bindungen zu den anderen Gliedern der Kirche dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie den gemeinsamen Vater im Himmel als „unseren Vater“ anreden.

Bereits der Beginn der Kirche ist durch familienhaften Charakter geprägt. Die Geschichte der Kirche läßt sich ja zurückverfolgen — wie wir schon erwähnt haben — zur Hl. Familie in Nazareth, die das vollkommenste geschöpfliche Abbild der Göttlichen Familie darstellt. In der Apostelgeschichte lesen wir, daß die ersten Christen in Jerusalem sich durch echte familiäre Gebundenheit auszeichneten: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, und keiner von ihnen sagte, daß etwas von dem, was er besaß, sein Eigentum war, vielmehr hatten sie alles gemeinsam“ (Apg 4, 32).

Die Apostel betrachteten die Kirche als eine übernatürliche Familie auf Erden. Dieser Eindruck drängt sich auf, wenn wir die Briefe des hl. Petrus, des hl. Paulus und des hl. Johannes lesen. „Liebt die Brüderlichkeit“, sagt Petrus in seinem ersten Brief (1 P 2, 17). „Seid niemanden etwas schuldig außer gegenseitige Liebe“, schreibt Paulus in seinem Brief an die Römer (R 13, 8). „Liebt einander in brüderlicher Liebe“, heißt ein anderer Vers im gleichen Brief (R 12, 10). „Dienet einander in Liebe“, mahnt er im Brief an die Galater (G 5, 13). Und wer kann das Bekenntnis des hl. Paulus in seinem zweiten Brief an die Korinther lesen, ohne beeindruckt zu sein: „Wir haben frei zu euch gesprochen, ihr Korinther, unser Herz ist weit geworden.

Ihr habt keinen engen Raum bei uns. Aber in eurem Herzen habt ihr engen Raum. Nun vergelset doch Gleiches mit Gleichem! Wie zu meinen Kindern rede ich zu euch: Macht auch ihr euer Herz weit!“ (2 K 6, 11-13). Und später: „Gebt uns Raum. Wir haben niemandem Unrecht getan, niemandem Verderben gebracht, niemandem übervorteilt. Ich sage das nicht, um euch Vorwürfe zu machen — sagte ich doch schon, daß ihr in unseren Herzen seid, um mit uns zu sterben und mit uns zu leben“ (2 K 7, 2-3).

Der Apostel Johannes widmet seinen ersten Brief besonders der Auslegung der brüderlichen — und damit der familienhaften — Liebe. In seinem dritten Brief stellt er sich selber als Vater vor, wenn er sagt: „Ich habe keine größere Freude, als wenn ich höre, daß meine Kinder in der Wahrheit (= Liebe) wandeln.“

Stellt das alles nicht ein Lied auf die familienhafte Atmosphäre in der Kirche dar, und das umso mehr, als der hl. Paulus in seinen Briefen so viele Male davon spricht, daß wir ein Leib in Christus sind? „Denn in einem Geist sind wir alle auf einen Leib getauft“ (1 K 12, 13).

Daß Christus die Kirche als Familie gegründet hat, wissen wir vor allem auf Grund von zwei Tatsachen. Erstens predigte Christus so viel von der Liebe seines Ewigen Vaters, daß wir mit Recht konstatieren dürfen, die Religion Christi bestehe in der Verehrung des Vatergottes. Vaterschaft aber begründet eine Familie. Zweitens gab er uns in seinem letzten Vermächtnis seine Mutter zu unserer Mutter, als er zum hl. Johannes, dem Repräsentanten der erlösten Menschheit, sagte: „Siehe da deine Mutter!“ Wo aber Vater, Mutter und Kinder sind, da ist Familie. Wir sind Kinder Gottes und Glieder der Kirche, die einen Vater und eine Mutter kennt. Wir verrichten täglich ein Gebet zu unserem Vater und zur Muttergottes, die durch Christi letztwillige Verfügung unsere Mutter geworden ist. Nicht nur ein geschichtlicher Überblick und die innere Natur der Kirche, auch das Bild, das das Konzil von ihr enthüllt hat, bekräftigt, daß die Kirche für ihre Gläubigen mehr als alles andere eine Familie ist.

In der Kirche der Gegenwart wie in den früheren Zeiten hat die Vaterschaft Gottes die Struktur der Kirche wesentlich geprägt. Es ist aber auch ohne Zweifel eine Tatsache, daß „Vaterschaft“ nicht immer in dem Sinne verstanden wurde, wie Gott es wollte. Bis auf den heutigen Tag wurde das sichtbare Haupt der Kirche immer „Heiliger Vater“ genannt, weil Gott in einer zwar abbildlichen, doch wirklichen Art und Weise, von seiner Vaterschaft auf ihn übertragen hat. Alle Bischöfe und Priester, alle Obern von kirchlichen und religiösen Gemeinschaften haben an dieser Vaterschaft teil und spiegeln in je verschiedener Weise die Vaterschaft Gottes.

Wie im Anfang, so richten wir auch jetzt dasselbe Gebet an den Vater im Himmel; wir beten zur selben Muttergottes, die unsere Mutter bleibt, die Mutter der Kinder Gottes, die uns liebt. Zu aller Zeit betrachten wir das neue Gebot der Liebe als das Grundgesetz der Christenheit und als das wichtigste Band zwischen denen, die an Christus glauben. Und wie früher, so nennen wir auch heute die Glieder der Kirche unsere Brüder im Glauben, unsere Brüder und Schwestern. Alle diese Worte bringen in echter Weise Familie zum Ausdruck, sind Zeichen für familiäre Zusammengehörigkeit.

Wie in den Tagen der ersten christlichen Jahrhunderte, so versammeln sich durch alle Epochen der Kirchengeschichte bis auf den heutigen Tag die Generationen der Christen in den heiligen Tempeln Gottes, um im Geiste der Brüderlichkeit den Leib des Herrn zu essen, das Sakrament des Familiengeistes und der Familienliebe, wie wir oben schon einmal ausführten, die göttliche Kraft, die beides unter uns stärkt.

Wie eh und je so glauben wir auch heute an die Gemeinschaft der Heiligen, die der Glaubenssatz von der Tatsache der inneren Einheit und Gemeinschaft der Christgläubigen ist, die in Ihm, d. h. im Stande der Gnade leben. Diese Lehre sagt uns, daß wir in und durch Christus zusammengehören, daß wir an der Gnade, an der Liebe und an den Verdiensten der Brüder teilhaben und sie umgekehrt an den unseren. Wir bekunden damit, daß Glied in der Kirche sein Glied einer Familie sein heißt. Dadurch wird uns der Geist der Gemeinschaft und der Verantwortung füreinander eingeschärft.

Die Gemeinschaft der Heiligen reicht über die Erde hinaus und verbindet uns mit den Bewohnern des Himmels. Sie umfaßt auch die Seelen am Orte der Reinigung. Mit unserer opfernden und fürbittenden Liebe können wir ihnen helfen, ihr ewiges Ziel früher zu erreichen. Die Gemeinschaft der Heiligen ist in unserer Gegenwart wie schon in der Vergangenheit ein aufrichtendes Beispiel der Verantwortung der Kirche für alle geistlich verarmten Kinder der Erlösung. Diese Verantwortung nimmt die Kirche durch die kontemplativen und apostolischen Orden und Gemeinschaften wahr, deren Aufgabe es ist, Sühne zu leisten für die Kleinen, d. h. für die Sünder, um ihnen so beizustehen, daß sie zu ihrer ewigen Bestimmung gelangen.

Die Kirche ist somit kraft ihrer geistlichen Struktur ohne Zweifel eine Familie, eine Gemeinschaft der Herzen, zusammengefügt aus einzelnen und aus Völkern, die durchflutet sind vom Familiengeist. Wenn es allerdings eine Zeit in der Geschichte der erlösten Menschheit gab, die diesen Familiencharakter betonen mußte, so vor allem die unsere, und zwar aus drei besonderen Gründen.

Der erste Grund ist in dem Niedergang und Verfall der christlichen Familien zu sehen, der zweite im Geist des Ökumenismus, dem Bemühen, die christlichen Gemeinschaften zu einer wahren, apostolischen und heiligen Kirche Christi zu vereinen, der dritte im Willen und Plan Gottes, von dem wir gesprochen haben.

Zum ersten Grund: Unsere Zeit ist wie keine frühere Zeuge einer Krise des christlichen Familienlebens. Die vielen Ehescheidungen sind Beweis dafür. Wie können wir den Mitgliedern der christlichen Familien eine Hilfe bieten, eine Familienatmosphäre der Einmütigkeit und der Liebe zu pflegen? In allgemeiner Form können wir auf diese Frage die Antwort geben, daß die übernatürliche Gnade Gottes eine wirksame Arznei gegen die Krankheit der Familien darstellt.

Unsere Familien müssen aber auch natürliche Gnaden erhalten, als da sind: eine gesunde soziale Atmosphäre und das gute Beispiel anderer christlicher Familien in der Kirche. Von der Kirche müssen die christlichen Familien wieder lernen, wie heilig die Vaterschaft Gottes ist, die sich in den Eltern spiegelt, wie heilig ihre Sendung, das Band der inneren Einheit und Liebe, das die Quelle ihrer Kraft und der entscheidende Faktor in ihrem apostolischen Bemühen für die Sache der Königsherrschaft Christi hier auf Erden sein soll. Eine große Familie, wie die Kirche sie darstellt, kann durch die Ausstrahlung ihres Geistes den kleinen Familien behilflich sein, ein Leben in Liebe und Einmütigkeit entsprechend dem Willen Gottes zu führen. Der Mensch ist in vieler Hinsicht das Produkt seiner Umgebung. Wächst er in einer Kirche heran, die eine kraftvolle familienhafte Umgebung bildet, so wird er auch eher imstande sein, diese Atmosphäre in den Kreis seiner eigenen christlichen Familie hinüberzupflanzen.

Ein anderer Grund, den Familiencharakter der Kirche in der Gegenwart zu betonen, ist die ökumenische Bewegung. Es ist eine gebieterische Notwendigkeit, daß wir in unserer Zeit den Wunsch unseres Herrn Wirklichkeit werden lassen, „daß alle eins seien“ (Joh. 17, 21). Wir werden aber nicht zur Einheit finden, wenn wir nicht in der Kirche eine familienhafte Atmosphäre entstehen lassen, wenn die Kirche für alle nicht bloß eine Institution, sondern vor allem ihr Vaterhaus wird.

„Inscriptio cordis in cor“

Zum Genesis eines schönstättischen Begriffes

Von Engelbert Monnerjahn

Wie jede originelle Lebensbewegung hat die Schönstattbewegung ihrem Wollen, ihrer Geistigkeit und ihrer Erfahrung im Laufe ihrer Geschichte in einer eigenen Sprache, in einem besonderen Sprachschatz Ausdruck verliehen. Zu diesem Sprachschatz gehören vor allem bestimmte Schlüsselworte: Beiträge zum Gnadenkapital, Liebesbündnis, Bindungsorganismus, Werktagsheiligkeit, Werkzeugsfrömmigkeit, Blankovollmacht, Inscriptio.

Mit der Zeit wird man darangehen müssen, die Entstehung solcher Begriffe oder ihre Übernahme in das Leben der Schönstattfamilie genauer zu untersuchen. Es spiegelt sich darin ja ein nicht unwesentliches Stück Schönstattgeschichte.

Einen kleinen Versuch in dieser Richtung soll der vorliegende Beitrag bilden. In ihm geht es um die „Inscriptio cordis in cor“, um die Bestimmung der Liebe als „Einschreibung eines Herzens in ein anderes Herz“, als „gegenseitige Herzenseinschreibung“, wie Pater Kentenich die lateinische Formulierung gerne übersetzt hat.

Auf welchem Wege wurde Pater Kentenich mit dieser Definition von Liebe bekannt? Aus welchen Quellen schöpfte er seine Kenntnis? Was gaben die Quellen für die konkrete Lebensgestaltung Schönstatts im Sinne der „Inscriptio cordis in cor“ her?

Die nachstehenden Ausführungen wollen über zwei Quellen berichten, aus denen Pater Kentenich Informationen und Anregungen zur Inscriptio schöpfte. Auf die erste Quelle wurde der Autor durch Pater Georg Ritter, auf die zweite durch Geistl. Rat Josef Kulmus hingewiesen. Beiden sei für ihre Aufmerksamkeit gedankt.

1.

Zunächst sei zum Verständnis des Ganzen kurz skizziert, was Inscriptio inhaltlich bedeutet und welche Rolle sie in der bisherigen Schönstattgeschichte spielte.

Ihrem Inhalt nach ist die Inscriptio die Hochform des in Schönstatt üblichen Liebesbündnisses mit der Gottesmutter als der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt. Die Grundform des Liebesbündnisses hat ihren allgemeinen Ausdruck gefunden in der Formulierung „Nichts ohne Dich — nichts ohne

uns". Das will besagen: Das Schönstattwerk und seine Wirksamkeit beruht auf einem Zusammenwirken der Gottesmutter (als Exponent und Werkzeug der göttlichen Heilsplanung) und der Menschen, die sich ihr zur Verfügung stellen. Die Beteiligung seitens der Menschen prägte sich im Laufe der Schönstattgeschichte in verschiedenen aufeinander zugeordneten und auseinander herauswachsenden Formen aus: in den „Beiträgen zum Gnadenkapital“, in der „Blankovollmacht“ und in unserer „Inscriptio“. Während in den „Beiträgen zum Gnadenkapital“ der Ton mehr auf den einzelnen Opfern liegt, die jemand der Gottesmutter für die Verwirklichung der göttlichen Absichten mit Schönstatt zur Verfügung stellt, bedeutet „Blankovollmacht“, daß man sich selber zur Verfügung stellt, in der Weise, daß man sich im voraus mit allem einverstanden erklärt, was Gott in seiner Weisheit und Liebe mit uns zu tun beschlossen hat. „Inscriptio“ endlich bedeutet über die „Blankovollmacht“ hinaus, daß man nicht nur mit hl. Indifferenz sich Gott und seinen Plänen übereignet, sondern ausdrücklich dem Schwereren, Kreuz und Leid, den Vorzug gibt. Für diese Einstellung wurde der Name „Inscriptio“ gewählt, weil sie uns Menschen nur aus der gläubigen Erkenntnis der uns ganz und gar umgreifenden Liebe der jenseitigen Bündnispartner — der Gottesmutter und des menschengewordenen Gottessohnes —, unseres Eingeschriebenseins in ihre Herzen möglich ist und zugleich zur innigsten Vereinigung mit Jesus und Maria in ihrer Bejahung des vom Vater verfügbaren Kreuzesopfers führt.

Die Bedeutung der Inscriptio in der bisherigen und in aller künftigen Geschichte des Schönstattwerkes tritt dadurch ins Licht, daß es der Geist der Inscriptio war, der den Gründer des Werkes am 20. Januar 1942 auf den erkannten Willen Gottes eingehen und den Weg nach Dachau wählen ließ, und daß Pater Kentenich in seiner Führung der Schönstattfamilie vom Gefängnis und Konzentrationslager aus einzig darauf zielte, wenigstens die Verantwortlichen in den von ihm gegründeten Gemeinschaften auf die Höhenlage der Inscriptio zu geleiten.

Zusammenfassend kann man sagen: Wie die Inscriptio sozusagen Geist und Seele der klassischen Hoch-Zeit der Schönstatter Gründungsgeschichte war, so wird sie auch in Zukunft als die klassische, alle Fruchtbarkeit garantierende Haltung der Schönstattfamilie angesehen werden müssen.

2.

Was Inscriptio dem Inhalt nach bedeutet, stand in den schweren Jahren des Zweiten Weltkrieges, die zugleich der Höhepunkt der Unterdrückung und Verfolgung durch den Nationalsozialismus waren, der Schönstattfamilie bereits als Ideal vor Augen, bevor der Ausdruck „Inscriptio cordis in cor“ bekannt und geläufig geworden war. Auf diesen Ausdruck stieß Pater

Kentenich, als er Anfang 1941 — wie wohl schon des öfteren — in einem Band Marienpredigten blätterte, der 1863 in dem bekannten katholischen Verlag Friedrich Pustet in Regensburg erschienen war.

Der Band enthält auf 964 Seiten ausschließlich Predigten über die Gottesmutter, die in der homiletischen Monatsschrift „Der Marienprediger“ veröffentlicht worden waren. Als Herausgeber der Monatsschrift wie des von Pater Kentenich benutzten Bandes zeichnet „im Vereine mit mehreren Priestern“ der Benefiziat Ludwig Gemminger aus Ingolstadt. In Gemminger muß man wohl auch den Verfasser der Predigt sehen, in der Pater Kentenich die Definition der Liebe als „Inscriptio cordis in cor“ entdeckte. Im allgemeinen sind den Predigten des Bandes die Namen ihrer Verfasser beigegeben, so daß man annehmen darf, daß die nichtgezeichneten Predigten auf den Redakteur der Zeitschrift, auf Gemminger, zurückgehen. Thema der Predigt war das „heiligste Herz Mariä“, Anknüpfungspunkt das Schriftwort: „Du hast mein Herz verwundet“ (Hohes Lied 4, 9). Da alle wesentlichen Angaben, die Pater Kentenich der Predigt entnahm, bereits in der Einleitung enthalten sind, sei sie hier wiedergegeben:

„Ein deutscher Fürst schnitt am Todestag seiner Mutter in unaussprechlichem Schmerz ihren Namen in die Rinde eines Baumes; und als er nach vielen Jahren wieder hinkam, fand er den Namen ganz verwachsen und kaum mehr kennbar. Da rief er aus: Die Wunde des Baumes ist vernarbt, die Wunde meines Herzens aber blutet noch immer!

Wenn ich ein menschliches Herz mit dem heiligsten Herzen Mariens vergleichen darf, geliebte Christen, so ist dies fürstliche Herz jenem Mutterherzen in so weit ähnlich, daß in demselben die Liebe tief eingeschrieben ist.

Die Liebe ist die Vereinigung zweier Herzen in ein Herz, darum heißt es von den ersten Christen: Sie waren alle nur Ein Herz und Eine Seele. Die Liebe ist nach den schönen Worten des hl. Augustin: Inscriptio cordis in cor, die Einschreibung eines Herzens in ein anderes, wie die Braut im Hohenliede spricht: Ich trage dich in meinem Herzen eingeschrieben.

Eine solche Liebe zu uns aber ist eingeschrieben in das unbefleckte Herz Mariens und zwar auf doppelte Weise eingeschrieben, nämlich mit

Blut
und mit
Feuer

und wenn wir am heutigen Feste dieses Mutterherzens im Gefühle der innigsten Dankbarkeit mit den Worten Davids rufen: Was soll ich Dir vergelten für Alles, was Du mir getan hast, so antwortet der hl. Bernhard in

unserem Namen: Laßt uns einschreiben in das Herz Mariens! Einschreiben mit jener Glut der Liebe, die im Blute wohnt, einschreiben mit jener Hitze des Eifers, die das Feuer sinnbildet! . . .“

Aus dieser Einleitung sind Einteilung und Inhalt der Predigt ohne Schwierigkeit zu erkennen. Der erste Teil gilt der Darlegung der Tatsache, daß die Gottesmutter uns in ihr Herz eingeschrieben hat, und zwar mit Blut und Feuer, wobei das Blut die Liebe und das Feuer den Eifer, d. h. den Seeleneifer symbolisiert. Im kürzeren zweiten Teil ermuntert der Prediger die Zuhörer, nun auch ihre Namen mit Blut und Feuer in das Herz der Gottesmutter einzuschreiben.

Nach einer Durchsicht der Predigt wird man nicht sagen können, daß Pater Kantenich über die bildhafte Beschreibung der Liebe als gegenseitige Herzenseinschreibung hinaus dem Text aus dem Jahre 1863 mehr abgewonnen hätte. Wohl besteht zwischen der Predigt und den Aussagen Pater Kantenichs eine entscheidende Übereinstimmung: die nämlich, daß Kinder und Verehrer Mariens schon zum voraus unauslöschlich in ihr Mutterherz eingeschrieben sind, daß sie von ihr dauerhaft, tief und glühend geliebt werden und sich daher im Herzen Mariens gesichert und geborgen fühlen dürfen. Diese Übereinstimmung besagt aber keine Abhängigkeit.

Vielleicht geht eine andere Metapher, die Pater Kantenich in dem in Dachau entstandenen Inscriptio-Gebet „Ich bitte Dich um alles Kreuz und Leid“ verwendet, auf die Lektüre unserer Predigt zurück. Von der Gottesmutter unter dem Kreuze ihres Sohnes auf Golgatha führt die Predigt aus:

„Sie glich damals dem Berge, um den herum Wetterwolken sich lagern, Donner rollen und gräßliche Blitze zucken, während seine Spitze im heitersten Sonnenstrahle erglänzt . . .“

Die Parallelstelle im Dachauer Inscriptio-Gebet bezieht sich nicht allein auf die Gottesmutter, sondern auf jeden Menschen, der „wie der Bräutigam (Christus) ganz im Vater gründet / und durch sein Leben die Inscriptio kündet“. Von einem solchen Menschen heißt es in der nächsten Strophe:

„Ist einem hohen Berge zu vergleichen,
um dessen Fuß die Winde stürmisch streichen,
dess' Gipfel aber glänzt in ew'ger Ruh
und seligen Frieden ausströmt immerzu.“

Gemminger mit seiner Herz-Mariä-Predigt dürfte im übrigen auch die — wohl einzige — Quelle für die Zuschreibung der Formel „Inscriptio cordis in cor“ an den hl. Augustinus durch Pater Kantenich sein. Die Richtigkeit dieser Zuschreibung muß vorerst als sehr zweifelhaft betrachtet werden. Zwar ist der hl. Augustinus der „Theologe mit dem Herzen“, doch hat sich

bislang in seinen Werken eine Definition der Liebe als „Inscriptio cordis in cor“ nicht verifizieren lassen. Man kann sie sicher aber als der Geistigkeit des hl. Augustinus nahe oder ihr entstammend bezeichnen.

3.

Bereits einige Jahre bevor 1941 die Inscriptioströmung in der Schönstattfamilie aufgekommen war, hatten Schönstattpriester der Diözese Rottenburg einen Akt der Inscriptio vorgenommen, ohne dabei allerdings das Wort von der Inscriptio zu kennen und ohne dem Akt jenen präzisen Gehalt beizulegen, der später in Schönstatt damit verbunden wurde. Pater Kentenich hat damals von diesem Akte Kunde bekommen. Jedoch ist schwer zu sagen, wie stark er diese Kunde in sich aufgenommen hat und ob sie irgendwie auf die ab 1941 von ihm geförderte Inscriptioströmung eingewirkt hat.

Der erwähnte Inscriptioakt schwäbischer Schönstattpriester wurde am 27. Mai 1934 in der schönen Münsterkirche der früheren Benediktinerabtei Zwiefalten vollzogen. Er stellte den feierlichen und einprägsamen Abschluß einer kühnen volksmissionarischen Unternehmung dar, die man im Oktober 1933 geplant und dann nach und nach in Form von Triduen ausgeführt hatte. Es ging diesen Schönstattpriestern darum, im Sinne des „marianischen Volksjahres“, das Pater Kentenich für 1934 proklamierte, die Botschaft von Schönstatt in möglichst weite Kreise des katholischen Volkes zu tragen, um dadurch die Katholiken gegen die Sturmflut des atheistischen Nationalsozialismus zu festigen. Noch im November 1933 hielt man das erste Triduum in mehreren Pfarreien des Raumes Rechberg-Hohenstaufen. Das gleiche geschah im Dezember 1933 und in den ersten Monaten des Jahres 1934 in den Gebieten Schönenberg-Ellwangen, Weggental-Rottenburg, Weggental-Horb, Rottweil-Schwarzwald und schließlich in den Tagen vor dem 27. Mai im Gebiet der schwäbischen Alb. Zur Schlußkundgebung im Zwiefaltener Münster kamen Männer und Jungmänner in großen Scharen zusammen. Aus Rottenburg hatte sich der Diözesanbischof Johannes B. Sproll eingefunden. Was die Männer vor dem Gnadenbild der Gottesmutter von Zwiefalten bewegte, wurde mit dem Bischof und den Priestern in einem Gebet zur Dreimal wunderbaren Mutter ausgesprochen. Den Inscriptioakt tätigte man in der Weise, daß man eine Urkunde mit den Namen der Gemeinden, in denen die Triduen stattgefunden hatten, den Namen der Seelsorger und der Schönstattmissionare in die Statue der Gottesmutter auf dem Gnadenaltar einließ, und zwar in eine eigens dafür vorgesehene Nische im Rücken der Statue, in der Höhe des Herzens.

Dieser Akt der Herzenseinschreibung in Zwiefalten vom 27. Mai 1934 war nicht zufällig in dieser Weise erfolgt. Er war angeregt durch ein geschicht-

liches Beispiel, das sich mehr als zweihundert Jahre vorher vor der gleichen Statue der Gottesmutter zugetragen hatte, als die Mönche der Abtei mit ihrem Abt Beda Summerberger an der Spitze, sich am Vorabend des Festes Maria Geburt im Jahre 1722 durch einen Akt der Herzenseinschreibung der Gottesmutter weihten. Prof. E Stolz hatte diesen Weiheakt 1925 in der Oktobernummer der „Rottenburger Monatsschrift für praktische Theologie“ beschrieben. Es heißt darin:

„Während die große Orgel spielte, zog der ganze Mönchschor mit seinem Abt in feierlichem Zug vor das im Schiff der Kirche aufgebaute Gnadenbild. Dann wurde die lauretanische Litanei in einer der Festlitanei zu Ehren des hochverehrten Klosterpatrons St. Aurelius nachgebildeten Melodie gesungen. Das Lied dauerte eine halbe Stunde. Unterdessen lag der Mönchschor auf den Knien. Hierauf sprach der Abt mit dem ganzen Chor laut und feierlich die marianische Weiheformel. Ihr Text ist uns in einem herzförmig zugeschnittenen Doppelblatt' von Pergament erhalten. Im Gebet erwählen die Angehörigen des Klosters Maria zu ihrer Herrin, Braut und Mutter und geloben, alles Reden, Tun und Lassen des Lebens nach ihrem Vorbild einzurichten und besonders die Lehre ihrer unbefleckten Empfängnis im Anschluß an die Kirche kräftig zu fördern. Maria soll dafür die sich Weihenden entsprechend den drei Klostersgelübden zu ihren Dienern, Verlobten und Söhnen annehmen, ihnen in allen ihren Werken beistehen und sie zumal in der Stunde ihres Todes nicht verlassen. In Verbindung mit der Weihe wurde auf der Brust der geliebtesten Mutter ein silbernes Herz befestigt. Außerdem ließ der Abt auf einem silbernen Täfelchen die Namen der lebendigen Religiösen des Klosters verzeichnen und dasselbe in der Brust des Marienbildes verschließen. Dieses Verzeichnis wurde dann später nach dem neuesten Stand der Kloster-Insassen ergänzt . . .“ (a.a.O., S. 2 f.)

Etwas später bemerkt Prof. Stolz sehr zutreffend:

„Das charakteristische Moment der Zwiefalter Klosterweihe bildet die Hinterlegung der kleinen silbernen Tafel mit dem Namen der Klosterinsassen in der Brust des marianischen Gnadenbildes. Dieser Akt stellt das Korrelat zur Anbringung des Herzens auf dem Marienbilde und die Vervollständigung der ganzen feierlichen Weihe dar. Derselbe wurde näherhin in der Weise vollzogen, daß auf der Rückseite der Statue in der Höhe der Brust der Muttergottes eine kleine herzförmige, mit rotem Samt ausgeschlagene und mit einem Holzdeckel verschließbare Nische angebracht und in dieser das genannte Täfelchen zugleich mit der oben erwähnten Weiheformel hinterlegt wurde“ (a.a.O., S. 4 f.)

Die Herzenseinschreibung vom Feste Maria Geburt 1722 blieb in Zwiefalten kein einmaliger Akt, sondern wurde in der Folge alljährlich erneuert. Die

1722 hinterlegte Liste wurde jedes Jahr um die Namen der neuen Professoren vervollständigt. Wie Stolz berichtet, befanden sich 1925 in der Nische auf der Rückseite der Statue zwei auf Papier geschriebene Listen der Klosterbewohner aus der Regierungszeit des auf Abt Beda folgenden Abtes Augustin Stegmüller (1725-1745). Die eine Liste, wohl aus den Jahren 1739 oder 1740, weist die Namen von 38 Patres, 9 Frates und 6 Brüdern; die andere mit der Jahreszahl 1740 die Namen von 33 Klosterschülern.

Es scheint, daß die Übung der alljährlichen Weihe an die Gottesmutter in der Form der Herzenseinschreibung mit dem Jahr 1740 aufhörte. Da in dem gleichen Jahr mit dem Bau einer neuen Abteikirche, des heutigen Münsters, begonnen wurde, übertrug man das Gnadenbild in die Pfarrkirche. Nach der Vollendung und der Konsekration der neuen Kirche am 8. Oktober 1752 wurde zwar das Gnadenbild sofort wieder aus der Pfarrkirche zurückgeholt, der von 1722 bis 1740 bestehende Brauch jedoch nicht fortgesetzt. So könnte es sein, daß die schwäbischen Schönstattpriester die ersten waren, die mit ihrem in der Form der Herzenseinschreibung getätigten Akt das Brauchtum aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder aufleben ließen.

„Selig, die du geglaubt hast“

Maria in der Glaubenschule ihres Sohnes

Von Pater Jos. Kentenich

Nachdem die Gottesmutter ein solch hohes Maß an Glauben ihr eigen nennt, daß wir sie die Glaubenskönigin heißen können, dürfen wir aufgrund unseres Liebesbündnisses mit ihr gläubig-vertrauend erwarten, daß sie bereit ist, auch uns ihre Glaubenskraft, ihre Glaubenswärme und ihre Glaubensinnigkeit zu schenken, wenn wir uns erneut um das Ideal des Glaubenshelden bemühen. Als Bündnispartnerin hat sie ja für uns volle Verantwortung übernommen und ist mit mütterlicher Liebe und Sorge darauf bedacht, uns als gereifte Bündniskinder dem Vater zuzuführen, d. h., daß auch wir ihm Blankovollmacht ausstellen und sie im Leben kraftvoll und mutig einlösen.

Diese Blankovollmacht Gott gegenüber, das gläubige, bereitwillige und freudige Ja im voraus zu allem, was er in seinem Liebesplan für uns bereithält, verlangt von uns eine tiefgreifende Glaubensschulung. Es ist ihre Aufgabe, dieses Meisterwerk an uns zu vollbringen. Sie tut es dadurch, daß sie das Liebesbündnis mit uns ernst nimmt. Wir verstehen darunter einen möglichst vollkommenen gegenseitigen Interessen-, Güter- und Herzensaustausch. Der Nachdruck liegt auf dem Wort „gegenseitig“. Weil das Liebesbündnis ein gegenseitiger Liebesvertrag ist, der Rechte und Pflichten von beiden Partnern einschließt, geben nicht nur wir der Gottesmutter unsere Interessen, unsere Güter und unser Herz, sondern auch sie tut uns gegenüber das Gleiche. Wo es sich um Interessenaustausch im Sinne des Glaubens handelt, treffen beide Partner sich auf der gleichen Linie: beiden liegt unser Leben aus dem Glauben sehr am Herzen.

Die Gottesmutter weiß — besser noch als wir —, wie schwer es für uns ist, schlichte, gläubige Menschen zu sein, wenn um uns herum alles vom Unglauben durchtränkt ist. Sie kennt die ungemein starke Glaubensnot unserer Zeit, wo Einzelmensch und Gesellschaft von Gott nichts wissen wollen, keinen Geschmack finden an Gott und Göttlichem; wo wir alle in Gefahr sind, uns ganz in Weltseligkeit, Betrieb und Geschäftigkeit zu verlieren, ohne den Blick nach oben zu lenken; wo die unzähligen Unbegreiflichkeiten des heutigen Lebens unseren Gottesbegriff und unser Gottesbild so tief erschüttern.

All diese Glaubensnöte nimmt sie mit warmer Liebe in ihr Herz hinein, sie macht unsere Nöte zu den ihren. Sie tut das bei allen, dauernd und mit besonderer Freude. Durch ihr Fiat bei der Verkündigung und unter dem Kreuze ist sie unsere Mutter geworden, und durch das gegenseitige Liebesbündnis haben wir sie aus freien Stücken erneut und vertieft als Mutter und Erzieherin erwählt, und sie hat sich erneut verpflichtet, uns als ihre Lieblingskinder anzunehmen und zu behandeln. Es ist ihr Interesse, uns nach ihrem Bilde zu Glaubenskünstlern und Glaubenshelden zu erziehen, damit wir Gott im Leben als den liebenden Vater erkennen und lieben, auch wenn die heutige Zeit es uns so schwer macht. Ihr Interesse ist es, daß wir hinter dem Weltgeschehen, hinter allen Ereignissen der Weltgeschichte und unserer Lebensgeschichte den liebenden Anruf des Vaters hören und ihm im Glauben eine liebende Kindesantwort geben. Endlich liegt ihr daran, daß wir durch unseren Glauben Licht und Wegweiser für so viele werden, die im Dunkel der Glaubensnot zu versinken drohen.

„Wie sich die Sonnenblume kehrt
zur Sonne, die sie reich beschert,
so wenden wir mit Herz und Sinn
zu Dir uns, Vater, gläubig hin.

Wir sehen väterlich Dich stehn
still hinter jeglichem Geschehn,
umfassen Dich mit Liebesglut,
geh'n froh zu Dir voll Opfermut.“

Unser Liebesbündnis mit der Gottesmutter kennt einen Interessen-, aber auch vollkommenen gegenseitigen Güteraustausch. So wird es für uns ein kostbarer Schatz, der nicht leicht ersetzt werden kann. Alle Reichtümer Gottes stehen uns dadurch zur Verfügung. Wir müssen nur lernen, mutig zuzugreifen.

Auf den Glauben angewandt heißt das: Kraft dieses Bündnisses sorgt unsere Partnerin als fürbittende Allmacht aus vertieftem Verantwortungsbewußtsein dafür, daß unser geringer Glaubensgrad durch ihre Glaubensgröße, unsere Glaubensschwäche durch ihre Glaubensstärke und unsere Glaubensunfruchtbarkeit durch ihre Glaubensfruchtbarkeit in einem Grade überwunden wird, wie es im Plane des ewigen Vatergottes für uns liegt. Sie wird in hervorragender Weise unser Glaubensmuster und unsere Glaubensmutter. Ihre Erziehungsweisheit findet Mittel und Wege, daß auch wir in der heutigen Glaubensnot lernen, aus Glaubensgeist das moderne Leben zu meistern.

Erst sei ein Wort über die Größe ihres Glaubens auf dem dunklen Hintergrunde unseres überaus geringen, wenn nicht toten Glaubens gesagt.

Zum erstenmal tritt unsere Bündnispartnerin uns im Evangelium in dem Augenblicke entgegen, als der Engel Gabriel ihr die Botschaft von ihrer besonderen Auserwählung und Sendung bringt. Ihre Antwort offenbart eine bewundernswerte Glaubensgröße. Urplötzlich, wenn auch nicht ganz unvorbereitet, begegnet ihr eine Fülle schwindelnd hoher, schlechthin ungreiflicher Glaubensgeheimnisse und größter Wundertaten Gottes. Gott verlangt, daß sie dazu ja sagt und das ganze Leben hindurch daran festhält. Schlicht spricht sie ihr Fiat und wiederholt es allezeit.

Es handelt sich dabei um das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, von dem die Welt vor ihr keine oder höchstens eine sehr unklare Erkenntnis hatte. Der Engel zieht mit wenigen Worten den Schleier vom unerforschlichen Wesen Gottes, von der Dreiheit in der Einheit hinweg. Ruhig und bestimmt tut er es, ohne sich auf lange Erklärungen einzulassen; er sagt: „Der Heilige Geist wird über dich kommen.“ Und wiederum: „Das Heilige, das aus dir geboren werden soll, wird Sohn Gottes genannt.“ Deutlich wird hier auf den Heiligen Geist und den Sohn Gottes hingewiesen. Der Sohn setzt aber notwendig den Vater voraus. Füglich steht unsere Bündnispartnerin vor dem größten Geheimnis des Christentums, das wir niemals ganz verstehen können. Sie grübelt nicht, sie rechnet nicht, sie disputiert

nicht. Unverzüglich spricht sie ihr Fiat. Fest und unerschütterlich glaubt sie an das große Geheimnis. Sie glaubt nur auf die Autorität des wahrhaftigen Gottes hin, der nicht lügen und nicht trügen kann und ihr durch die Botschaft des Engels sein geheimnisreiches Wesen entschleiert.

Aus demselben Grunde glaubt sie unerschütterlich an das zweitgrößte Geheimnis des Christentums: die Menschwerdung Gottes, der ja aus ihrem Schoß geboren werden soll, und an das Geheimnis ihrer eigenen jungfräulichen Mutterschaft. Mutter soll sie werden und Jungfrau bleiben. Sie fragt nicht, wie das möglich sei, sondern nur, wie es geschehen soll, da sie keinen Mann erkennt. Dann spricht sie ihr demütig-gläubiges Ja und verdient dadurch, wie Augustinus sagt, „den Himmel zu öffnen, der bisher verschlossen war“. Seither lebte und wirkte in ihr ein göttlicher Witterungssinn der Gott und Gottes Wunsch überall sicher erfaßte. Sie war von einer Lichtatmosphäre umgeben, die sie fähig machte, überall für Gott Partei zu ergreifen. Das alles offensichtlich in schroffem Gegensatz zur Nacht- und Giftatmosphäre, von der wir heutigen Menschen vielfach undurchdringlich umgeben sind und die uns wieder und wieder in betrüblicher Weise Stellung gegen Gott und seine Fügungen beziehen heißt. Wie wenig paßt auf uns das Wort: „Selig, weil du geglaubt hast!“

Bewundernd stehen wir vor der Glaubensgröße unserer Bündnispartnerin. Mehr noch zwingt uns ihre Glaubensstärke in die Knie. Sie weckt in uns, die wir in glaubensarmer Zeit bei Glaubensprüfungen häufig versagen, die drängende Sehnsucht: „Mutter, wären wir doch wie du! Stark und standhaft wie du! Forme uns nach deinem Bilde!“

Der Glaube Abrahams steht vor uns wie ein unerreichbarer Bergespitel, zu dem wir staunend emporschauen. Der Mann, dem in alten Tagen eine Nachkommenschaft versprochen worden ist, die zahlreich werden soll wie der Sand am Meere, erhält endlich den Sohn der Verheißung. Darob ist er überglücklich. Es dauert aber nicht lange, da wird an ihn von Gott das unverständliche Ansinnen gestellt, ihn mit eigener Hand zu opfern. Abraham empfindet den unfaßbaren Widerspruch zwischen Verheißung und Erfüllung in überaus schmerzlicher Weise. Aber er schickt sich an, ohne Widerspruch zu folgen. In keiner Weise wird er an der Verheißung irre. Er glaubt gleichsam gegen allen Glauben. Seitdem ist Abrahams Glaube in der Heilsgeschichte bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben.

Größer und unfaßbarer sind die Proben und Prüfungen, denen der Glaube unserer Bündnispartnerin unterworfen worden ist. Alle ohne Ausnahme hat sie in unübertrefflicher Weise bestanden. Niemals hat jemand es ihr gleich getan. Darum preist der Heilige Geist sie durch den Mund Elisabeths schlechthin selig ob dieser unvergleichlichen Glaubensstärke. Gewiß ist ihr

Glaube — wie bei uns — eine unverdiente Gabe Gottes; aber auch eine Aufgabe, die ernste Forderungen an sie stellt. Im Maße Gott freigiebig schenkt, verlangt er zur Verewigung seiner Gabe ein herzhaftes Ja zu Proben der Kraft und Treue. Alle diese Prüfungen hat sie glänzend bewältigt, sie bestanden, ähnlich wie bei Abraham, in der scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit zwischen Verheißung und Erfüllung.

Wie groß angelegt, ja wie überwältigend ist die Verheißung: Gott wird dem Kinde den Thron seines Vaters David geben, und seines Reiches wird kein Ende sein. Wie sieht die Wirklichkeit aus? Wo ist das Reich, wo der Thron und wo die Königskrone, die auf das Kind ihres Schoßes wartet? Ein Stall ist sein Palast, eine Krippe sein Thron, und einfache Hirten sind die Untertanen, die ihm huldigen. Kaum ist das Kind geboren, da stellt Herodes ihm nach dem Leben. Mitten in der Nacht muß die Mutter mit dem zarten Kinde hinaus in die Wüste und hinaus in das heidnische Ägypten fliehen. Schickt sich das alles für einen Gott? Schickt es sich für den Herrn des Himmels und der Erde? Ist es nicht vielmehr ein Beweis von menschlicher Schwäche, wie wir sie von allen Staubgeborenen in ähnlicher Lage erleben?

Maria wird jedoch nicht irre an diesem unfaßbaren Gegensatz zwischen Verheißung und Erfüllung. Sie glaubt; sie betet in dem fliehenden Kind, dem sie das Leben retten muß, den eingeborenen Sohn Gottes an, auf dessen Schultern Herrschaft ruht. Unausgesetzt werden die Glaubensproben ihr tägliches Brot, nachdem sie mit dem Knaben aus Ägypten nach Nazareth heimgekehrt ist. Er wächst zum Jüngling heran. Niemals aber erlebt sie ein Zeichen seiner göttlichen Macht und Größe. Still und verborgen lebt er wie das Kind eines armen Handwerkers, unbeachtet in einem unscheinbaren Häuschen. Jahr um Jahr verrinnt. Schon steht er im Mannesalter. Noch nie aber hat er etwas Außerordentliches getan, noch nie ein Wunder gewirkt, noch nie einen greifbaren Beweis seiner Gottheit erbracht. Er ist und bleibt der unbeachtete Sohn eines armen Zimmermanns. Ein schwacher Glaube wäre ob dieser Tatsache zusammengebrochen, er hätte die glänzenden Verheißungen des Engels als Ausgeburt einer kranken Phantasie abgetan. Unsere Bündnispartnerin aber bleibt standhaft. Ihr Glaube an die Botschaft des Engels wankt nicht im geringsten.

Den gültigen Beweis dafür bringt die Hochzeit zu Kana in Galiläa. Dort erbittet sie von ihrem göttlichen Sohn schlechthin ein Wunder, obwohl sie ihn bisher nie als Wundertäter sehen durfte. Johannes sagt ja ausdrücklich, daß das Wunder auf der Hochzeit das erste Wunder des Herrn gewesen ist. Umso verwunderlicher ist es, mit welcher souveränen Ruhe und Selbstverständlichkeit sie vertrauensvoll um das Wunder bittet und den Dienern Anweisungen gibt. Die Bitte besteht in einem bloßen Hinweis: „Sie haben

keinen Wein mehr.“ Sie weiß, daß die Diener keine Ahnung von der Größe des Herrn haben. Darum ist zu befürchten, daß sie seine etwaigen Anweisungen nicht verstehen, belächeln oder ablehnen. Darum macht sie vorsorglich aufmerksam: „Was er euch auch immer sagen mag, das tut!“ . . . So unerschütterlich war und blieb ihr Glaube an die Allmacht ihres Sohnes, obwohl er dreißig Jahre keinen Gebrauch davon gemacht hatte.

So war sie auf die härteste Feuerprobe unter dem Kreuz vorbereitet. Nicht umsonst hatte der Heiland zeitig gemahnt, selig sei zu preisen, wer sich nicht an ihm ärgert, wenn er als Auswurf der Menschheit zwischen zwei Mördern am Kreuze sein Leben für die Rettung der Welt hingibt. Die Stunde kam. Es war die Stunde der Finsternis, aber auch die Stunde des Lichtes und der Erlösung. Seine Freunde verlassen ihn. Das Volk, das er mit Wohltaten überhäuft hatte, will nichts mehr von ihm wissen. Blindwütig verlangt es seinen Kreuzestod. Sie aber stand aufrecht unter dem Kreuz, aufrecht dem Körper nach, aber auch aufrecht der Seele nach: aufrecht im Glauben an ihn, an den göttlichen Charakter seiner Person und an seine Weltsendung. „In Maria allein,“ sagt der hl. Bernhard, „stand während jener drei Tage der (felsenfeste) Glaube der Kirche.“ Alle anderen zweifelten. Sie allein, die durch den Glauben empfangen hatte, blieb immer standhaft im Glauben. So herrlich und erhaben steht das Idealbild unserer Bündnispartnerin als Muster und Mutter des Glaubens und der Glaubenden vor unserem geistigen Auge. Darum nochmals die Bitte: Forme uns nach deinem Bilde!

Die Glaubensstärke der lieben Gottesmutter hat sich nicht nur darin offenbart, daß sie an den scheinbaren Gegensätzlichkeiten zwischen Verheißung und Erfüllung im Leben Jesu nicht irre geworden ist, sie hat auch die Rätsel glänzend gelöst, die die oft schwer verständliche Art auferlegte, wie ihr Sohn sie behandelt, um sie für ihre Sendung zu erziehen.

Es geschah vornehmlich bei drei Gelegenheiten. Allemal zeigt er sich dabei in einer durchbrechend plötzlichen Unnahbarkeit, Souveränität und Majestät, die, menschlich gesprochen, je und je umso stärker in Erscheinung tritt, als die die Gottesmutter sich jeweils in echt sympathischer Weise gibt. Es ist eine überaus harte Glaubensschule, die sie offenbar im Interesse ihrer Sendung durchmachen muß. Es geht dem Heiland darum, sie für die schwerste Stunde ihres Lebens unter dem Kreuze wirksam vorzubereiten. Das Lehrstück, das ihr unverlierbar eingepägt werden soll, heißt: Nicht Fleisch und Blut hat im Leben Christi und der Christen das letzte Wort zu sprechen, sondern der Wille des Vaters, der im Himmel ist. Das gilt auch dann, wenn berechtigte Wünsche der Natur begraben werden müssen. In allen Lagen gilt unter allen Umständen als letzte und höchste Weisheit: „Siehe, Vater, ich komme, deinen Willen zu erfüllen!“

Von Kindheit an hat sich unserer Phantasie und unserem Gedächtnis eine Szene aus dem Heilands- und Marienleben eingeprägt, die uns jedesmal aufhorchen läßt, wenn das Evangelium sie uns neu in Erinnerung bringt. Gemeint ist der Besuch des Zwölfjährigen in Jerusalem und alles, was sich damals ereignet hat.

Schon daß der Heiland ohne Wissen und Erlaubnis seiner Eltern im Tempel zurückgeblieben ist, wollte uns schwer eingehen. Vollends haben wir den Kopf geschüttelt, wie der Herr sich benommen hat, als seine Mutter ihm ihre und des Pflegevaters schwere Bekümmernisse zart-vorwurfsvoll zum Ausdruck gebracht hat. Wohl empfanden wir, daß es sich hier um Dinge handelte, an die man nur mit ehrfurchtsvollem Finger rühren durfte. Das hinderte uns aber nicht, jedem Wort das volle Gewicht zu geben, das aus dem Herzen der Mutter gekommen ist. Ohne weiteres war es uns klar, daß jede Mutter in derselben Lage in gleicher Weise gehandelt hätte. Auch heute noch spüren wir den ganzen Reichtum aus Mariens Mutterherz hervorbrechen, wenn wir bei Lukas lesen: „Seine Mutter sagte zu ihm: ‚Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.‘“ Wie warm klingt hier das Wort „Kind“, und wie gequält kommt es aus dem Mutterherzen: „Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! . . .“

Auf dem Grund ihrer Seele wurde also Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen nicht mit Gleichgültigkeit oder einer Art Wurstigkeit verwechselt. Sie wußte offensichtlich auch nicht um die inneren Zusammenhänge und den Ausgang. Die ganze Lage war und blieb für sie dunkel. Sie wandelte — ähnlich wie das bei uns Christen tagtäglich der Fall ist — im Dunkel des Glaubens ihren Pilgerweg. Sie tat es „mit Schmerzen“.

Und wie gibt sich der Heiland? Wir stellen ihn uns so vor: Hochaufgerichtet steht er da; sein ganzes Wesen atmet unbegreifliche Ferne. Kein kindliches Gefühl bricht durch. Nicht ein einziges Wort kommt von seinen Lippen. Nicht einmal eine gütige Erklärung seines sonderbaren Benehmens versucht er. Kalt und nüchtern, fast vorwurfsvoll weist er mit souveräner Haltung auf den Willen des Vaters hin. Er will sagen: Darauf kommt es an. Dieser Wille müsse unter allen Umständen erfüllt werden, auch wenn berechnigte Naturbedürfnisse außer Kraft gesetzt werden. So will die Antwort gewertet werden: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Vielsagend fügte der Evangelist bei: „Was er ihnen aber mit diesem Worte sagen wollte, verstanden sie nicht . . . Seine Mutter bewahrte all das in ihrem Herzen.“ Sie hatte keine Ruhe, bis sie das Lehrstück verarbeitet hatte, das der Heiland ihr beibringen wollte.

Nach dem Bericht des Evangeliums hat der Heiland dreimal unmittelbar tief in das Leben seiner Mutter eingegriffen. Die Art, wie es geschah, ist schwer verständlich. Sie läßt jede Spur von üblicher Kindesgesinnung vermissen, so kühl, fast abweisend steht er ihr in betonter Distanz gegenüber. Das gegenseitige Verhältnis scheint vollkommen umgekehrt zu sein. Nicht als seine leibliche Mutter behandelt er sie, sondern als seine — vom Vater ihm zugesellte — amtliche Dauergefährtin und Dauerhelferin beim gesamten Erlösungswerke, ihm in unlöslich heiliger Zweieinheit geheimnisvoll gleich- und eingeschaltet und dazu ausersehen, in und mit ihm dem Vater vollkommen ausgeliefert zu sein — dem Vater, der ihm den Auftrag gegeben hat, sie für ihre Sendung zu erziehen.

In bewundernswerter Bildsamkeit hat sie sich allemal der göttlichen Erziehungsweisheit ihres Sohnes ausgeliefert. In seiner Schule ist sie zum unübertrefflich vollkommenen Muster und Meister des Glaubens emporgewachsen. Im Strahlenkranz ihrer Glaubensstärke fühlen wir uns wohl. Wir werden nicht müde, unsere Bündnispartnerin immer wieder anzuschauen und sie in der Glaubensnot der heutigen Zeit anzuflehen:

„Mutter,
laß uns gleichen deinem Bild,
ganz wie du durchs Leben schreiten:
Stark und würdig, schlicht und mild,
Liebe, Fried und Freud verbreiten.
In uns geh durch unsere Zeit,
mach für Christus sie bereit.“

Die erste Lektion wurde ihr in Jerusalem zuteil. Sie ging so tief, daß sie achtzehn Jahre brauchte, um sie innerlich zu verarbeiten. Immer wieder klang das schwer verständliche Lehrstück in ihrer Seele wieder: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Unverlierbar wollte der Heiland seiner Dauerhelferin einprägen: Es geht nicht um die Befriedigung natürlicher Wünsche, sondern unter allen Umständen um den Willen des Vaters.

Was der Zwölfjährige auf solche Weise begonnen, setzt der Dreißigjährige auf der Höhe seines Lebens in unerbittlicher Erzieherkonsequenz fort. Er wiederholt nicht nur in verständlicher Weise seine unerbittliche Forderung, er steigert vielmehr um einige Grade in herber Distanz seinen Hinweis auf den Vater. Was er spricht, haben wir von Kindheit an so oft gehört, daß wir es fast für selbstverständlich halten. Wir spüren nicht mehr, wie eigenartig alles klingt, was der Heiland hier sagt und tut. Und doch: Wie hart und unverständlich ist das Wort aus seinem Munde: „Weib, was habe ich mit dir zu tun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Jeder Kindesaffekt

scheint in seinem Herzen erstorben zu sein. Nicht einmal der Muttername kommt über seine Lippen. Ob dieses ungewöhnlichen Gebarens möchten wir mit St. Bernhard dem Heiland vorwurfsvoll zurufen: „Ja, Herr, was ist zwischen dir und ihr? Ist zwischen dir und ihr nicht immerhin die Bindung der Mutter an ihren Sohn? Du fragst, worum sie sich kümmerge, der du die Frucht ihres Leibes bist. Hat sie dich nicht jungfräulichen Leibes empfangen und ohne Verletzung geboren? Hat sie dich nicht neun Monate in ihrem Schoße getragen? Hat sie dich nicht mit der Milch ihrer jungfräulichen Brust genährt? Ach, Herr, warum betrübst du sie jetzt mit deinem Wort: ‚Was ist zwischen dir und mir?‘ es gibt doch so viele Dinge zwischen euch beiden . . .“

Drei Jahre später lispeln die sterbenden Lippen des Welterlösers ein letztes Mal vom Kreuze herab das Wort „Weib“ — genauer: „Weib, siehe da deinen Sohn!“ Abermals ist es so, als wenn auch im letzten Augenblicke seines Lebens alle kindlichen Affekte in seinem Herzen erstorben wären. Der zarte Muttername will nicht über seine Lippen kommen. Er kennt sie nur noch als „Weib“, das heißt: so wie das Protoevangelium und die Geheime Offenbarung sie schildern, als das Große Zeichen am Himmel, als das apokalyptische Weib, als das Weib, das in ihm und mit ihm der Schlange den Kopf zertreten soll.

Und die Reaktion von ihrer Seite? In Jerusalem wehrt sich die Natur noch gegen die unverständliche Behandlung, der Mund klagt vorwurfsvoll: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ In Kana versteht sie den Heiland schon besser. Glaubensstark meldet das eigene Ich keine berechtigten Wünsche mehr an. Es ist lediglich selbstlos-mütterlicher Dienstwille, der ihr das Wort auf die Lippen legt: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Auf Golgatha schweigen Herz und Mund vollkommen. Alle natürlichen Wünsche und Bedürfnisse sind untergegangen im Willen des Vaters. Alle Mutterrechte sind bedingungslos zurückgegeben in seine Hand. Aus ganzem Herzen kann sie mit dem Heiland wiederholen: „Es ist meine Speise, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ Still, gefriedet, ergeben schenkt sie ihn und sich in und mit ihrem Sohn vorbehaltlos dem Vater für das Heil der Welt. „Stabat!“ Sie stand und steht ohne jede Nebenabsicht, ohne jeden, auch den geringsten Vorbehalt, ohne Wanken und Schwanken zu ihrem Sohn und zur gemeinsamen Sendung.

Vergleicht man Jerusalem und Golgatha miteinander, den Anfang und das Ende ihrer bewußt herben Glaubens- und Liebeserziehung von seiten des Herrn, so fällt es nicht schwer, den Fortschritt in der seelischen Haltung der

Gebenedeiten unter den Weibern festzustellen. Die natürlich berechtigten Wünsche, die sich in Jerusalem anmelden, schweigen auf Golgatha vollkommen.

So sieht unsere Bündnispartnerin aus. So ist sie geworden. So ist sie heute überall als Erzieherin tätig, wo man das Liebesbündnis mit ihr geschlossen hat.

Als getreue Schülerin ihres Lehrmeisters hat und läßt sie keine Ruhe, bis ihre Partner am Strahlenkranz ihrer Glaubensherrlichkeit teilnehmen und das Wort wiederholen können:

„Was irdisch war im Denken,
zu menschlich im Verschenken,
wollt Gott nach oben lenken
und ganz in sich versenken.“

Kinder brauchen ihre Mütter

Die Zahl der verheirateten Frauen und Mütter, die einer außerhäuslichen Arbeit nachgehen, ist in einem beständigen Zunehmen begriffen. Einerseits drängen die Frauen, zumal solche, die einen Beruf erlernt und vor der Ehe ausgeübt haben, selbst danach, andererseits rufen Industrie und Wirtschaft vermehrt auch nach der Arbeitskraft der Frau. Häufig ist die Berufstätigkeit der Frau auch durch Schulden veranlaßt, die durch Hausbau, Urlaubsreisen oder größere Anschaffungen wie den Kauf eines Autos entstanden sind. Nicht zuletzt schließlich wirkt die Emanzipationsmentalität mit: die Frauen möchten es den Männern gleichtun.

So notwendig im einzelnen Fall das Geldverdienen der Mutter sein mag: den Trend, daß immer mehr Mütter, vor allem Mütter mit kleinen oder heranwachsenden Kindern, tagsüber der Familie entzogen werden, sollte man nicht als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Diese Entwicklung der Dinge muß vielmehr mit höchster Sorge betrachtet werden.

Auch in dieser Zeitschrift wurde auf die unersetzliche Bedeutung der Mutter und der Erfahrung der mütterlichen Liebe für die kleinen und heranwachsenden Kinder schon mehrere Male in grundsätzlichen Überlegungen hingewiesen — so in den Beiträgen von Liobgard Freitag („Fräuliche Glaubens- und Symbolfähigkeit in entwicklungspsychologischer Sicht“, Oktober 1968) und Egon M. Zillekens („Experimentelle Voraussetzungen des Glaubens“, Januar 1972). Beide Autoren stimmen darin überein, daß die Mutter als „erster Ursprung und Garant des Lebens“, als „erster Rückhalt, erste Sicherung“ „bestimmend ist nicht nur für die Leiblichkeit des Menschen . . ., sondern auch für die Grundlegung und Entfaltung des seelischen Lebens“ (Zillekens, a.a.O., S. 24). Ob ein Mensch sein Leben in der Haltung des Vertrauens beginnt und bewältigt oder zum angstgeplagten Neurotiker wird, hängt entscheidend von der Art und Intensität seiner Muttererfahrung ab (Freitag, a.a.O., S. 175 f).

Das gleiche Thema beschäftigte im Oktober vergangenen Jahres einen von der Gesellschaft für Kinderheilkunde in Bad Pyrmont veranstalteten Kongreß von Kinderärzten. Dort kleidete der Mainzer Dozent Dr. J. Pechstein den gleichen Tatbestand in die abstrakt-wissenschaftlich formulierte Feststellung, daß die Mutter für das Kind „das beste verfügbare Umweltinformationssystem“ darstelle. Ausschlaggebend sind, wie die Psychologie des Kindesalters längst aufgewiesen hat, die ersten drei Lebensjahre. In ihnen lernt „das Kind in einer konstanten Bindung an die Mutter oder ihre Stellvertreterin alles, was es braucht, um sich in der Welt zurechtzufinden“.

Voraussetzung dafür ist aber, daß die konstante Bindung an die Mutter gewährleistet ist. Der biologische Zusammenhang zwischen Mutter und Kind darf nicht gestört werden. Was mit Kindern geschieht, die auf die kontinuierliche hegende Zuwendung der Mutter verzichten müssen, kann man an Heimkindern studieren. Da die Pflegepersonen in Kinderheimen sich den Kindern nicht so intensiv und lange widmen können wie es normalerweise eine Mutter tut, „sind Heimkinder aggressiver, furchtsamer, unkonzentrierter, schlechtere Schüler und kriminell wesentlich gefährdeter als Familienkinder“.

Auf dem Kongreß in Bad Pyrmont wurde auch die Frage erörtert, ob es für die Mutter nicht eine gleichwertige Vertretung geben könne, etwa durch den Vater oder durch den Kindergarten bzw. die Kindergärtnerin. Zu dem ersten Punkt lautete die vorsichtige Antwort, daß vom fachärztlichen Standpunkt aus noch nicht geklärt sei, ob der Vater die Mutter in ihrer Beziehung zum Kind ersetzen könne. Bezüglich des Kindergartens hieß es: „Es gibt auf die Dauer kein Entrinnen vor der Erkenntnis, daß der Platz des Kleinkindes für mindestens drei Jahre in der Familie ist und daß es auch dann erst schrittweise in außerhäusliche Gemeinschaften hineinwachsen darf.“ Selbst für Kinder von sechs Jahren ist nach Ansicht der Fachärzte ein ganztägiger Aufenthalt außerhalb der Familie wie etwa in der neuerdings immer stärker propagierten Ganztageschule nicht anzuraten (Zitate aus dem Bericht über den Kongreß in Bad Pyrmont in der Beilage zur Frankfurter Allgemeinen vom 28. 10. 1972).

Ein temperamentvolles, gut fundiertes Plädoyer gegen die bedenkenlos hingenommene außerhäusliche Berufstätigkeit von Müttern kleiner Kinder hält auch Christa Meves in ihrer jüngsten Veröffentlichung „Die Bibel antwortet uns in Bildern“ (Herderbücherei Nr. 461). Die Autorin, deren Bücher mit Recht große Verbreitung finden, hatte sich schon in ihrem ebenfalls in der Herderbücherei erschienenen Bändchen „Manipulierte Maßlosigkeit“ in engagierter und kompetenter Weise mit unserem Thema beschäftigt. In ihrer neuen Arbeit schreibt sie im Hinblick auf die Erziehungsnöte, die immer mehr Eltern auszustehen haben: „Das sollte und könnte die einzig richtige Konsequenz sein, die wir aus unserem Dilemma ziehen müßten, . . . nämlich zu erkennen: wie eigenmächtig es ist, die Mütter von ihren hilflosen Säuglingen in die Industrie fortzuholen, wie wissenschaftsgläubig, wie hochmütig es ist, uns Frauen vorzugaukeln, unsere Kinder könnten ohne die Kraft unseres Leibes und unserer Seele, ohne unser Opfer — Erziehen bedeutet, sich total einem Kind hinhalten — gleichartige Kraft durch ‚Ersatzpräparate‘ bekommen . . .“ (S. 51). Wenn beide Eltern Tag für Tag einer Berufsarbeit nachgehen und die Kinder einer Ersatzperson überlassen bleiben, so beschwört das nach Frau Meves eine doppelte Gefahr herauf:

einmal die der Verwahrlosung bis hin zur Kriminalität und sodann die des Verlustes der Orientierung an überpersönlichen, Erfüllung verleihenden Zielstellungen. „Unsere wie Raben stehlenden Kinder und Jugendlichen sind seelisch Verhungerte. Sie stehlen, ohne zu wissen warum, mit dem Negerkuß, mit dem Lutscher, mit dem sie ohnehin zu Hause überreichlich gefüttert werden, eine Süße, die sich nicht kaufen läßt: die Liebe, die ihnen von ihren fleißigen Eltern, die beide unentwegt im Beruf schufteten, nicht zuteil werden konnte“ (S. 50). Nicht weniger folgenreich ist, daß ein Kind aus der fortgesetzten Berufsarbeit von Vater und Mutter den Eindruck gewinnt, „daß in seinem Umkreis materielle Erwerbstätigkeit als höchster Wert fungiert und ihm alle anderen Lebensbereiche untergeordnet werden . . . Besonders Jugendliche vertragen diese Fehleinstellung nicht in dem Alter, in dem sie lernen sollen, über ihren Egoismus hinauszuwachsen, es verstört ihre Möglichkeit zu überpersönlicher Einsatzfähigkeit.“ Statt dessen reagieren sie „mit vermehrter ungerichteter Aggressivität, mit Protesten, Unruhe und Depressionen“ (S. 50).

Da die Dinge sich so verhalten, dürfen wir uns nicht wundern, daß wir in einer Zeit zunehmender Erwerbstätigkeit beider Eltern und dem dadurch verursachten Mangel vor allem an mütterlicher Zuwendung eine Zunahme an verwahrlosten, der Kriminalität verfallenden oder schon verfallenen Jugendlichen zu verzeichnen haben. Von den berufstätigen Frauen in der Bundesrepublik hatte letztes Jahr ein Drittel Kinder unter achtzehn Jahren. Dazu kommen mehr als 100 000 Kinder, die ständig in Heimen leben. Rund 108 000 Kinder unter drei Jahren waren im verflossenen Jahr tagsüber außer Haus.

Welche Folgerungen sind aus alledem zu ziehen? An dieser Stelle sollen zwei namhaft gemacht werden. Die eine wendet sich an Eltern, die kleine bzw. heranwachsende Kinder haben und dennoch berufstätig sind. Müßten sie nicht überlegen, ob für die Berufstätigkeit der Mutter eine Notwendigkeit besteht, die Vorrang hat vor den Bedürfnissen und Ansprüchen der Kinder? Die zweite Folgerung richtet sich an die Gesellschaft, an den Staat und ihre Institutionen.

Wäre es nicht an der Zeit — etwa durch wirklich angemessene Regelung der Frage des familiengerechten Lohnes oder durch Einrichtung des Schutzjahres für junge Mütter, durch Sicherung ihres Arbeitsplatzes —, den kleinen und heranwachsenden Kindern die Hege und Pflege durch die Mutter zu garantieren, die durch nichts ersetzt werden kann, auch nicht durch Kinderkrippen und Kindergärten? Entsprechende Maßnahmen kämen nicht nur den betreffenden Kindern und Familien, sondern auch der Gesellschaft als ganzer zugute.

Buchbesprechungen

AUF DEN ERSTEN BLICK SCHEINT EIN Buch über „Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament“ nur für Spezialisten und bestenfalls noch für Liebhaber interessant zu sein. Dem ist aber nicht so. Das Werk, das Othmar Keel, ein junger Schweizer Gelehrter, Professor für Altes Testament an der Universität Fribourg/Schweiz, unter diesem Titel veröffentlicht hat, ist zwar die Frucht ausgebreiteter sorgfältiger Spezial- und Detailforschung. Doch ist es so ausgefallen, daß man nicht unbedingt Fachgelehrter sein muß, um es sich zunutze zu machen und eine tiefe Freude bei seinem Studium zu verspüren.

Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, die Bilder und die Bildwelt der Psalmen, des Buches, in dem das Alte Testament sich am konzentriertesten ausspricht, mit den Bildern und der Bildwelt der Israel umgebenden Länder und Völker (Ägypten, Phönizien, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien, Persien) zu vergleichen. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß Israel bei aller Originalität, die sich aus seinem Sonderbezug zu Jahwe ergibt, zu der Welt des alten Orients gehörte und in einem lebendigen Austausch mit den Nachbarvölkern stand, die es oft genug unterwarfen und beherrschten. „Erst wenn diese reiche Umwelt konsequent in die Betrachtung des Alten Testaments einbezogen wird, treten darin Konventionelles und Originelles deutlich hervor“ (Einführung S. 7).

Keel organisiert seinen Stoff in sechs thematischen Gruppen. Er beginnt in den ersten beiden Abschnitten mit den Vorstellungen vom Weltganzen und von den Mächten der Vernichtung, wie sie im alten Orient und in den Psalmen herrschen. Im Mittelpunkt des dritten Abschnittes steht der Tempel als „Ort der Gegenwart Jahwes und Bereich des Lebens“. Im vierten Abschnitt wird den Gottesvorstellungen nachgegangen („Gott im Tempel“, „Gott in seiner Schöpfung“, „Jahwe in der Geschichte“). Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der Person und Stellung des Königs (wobei gerade hier die Unterschiede in der Sicht etwa zwischen Ägypten und Israel besonders hervortreten). Der sechste Abschnitt schließlich nimmt den Menschen vor Gott in den Blick („Gebetshaltungen“, „Prozessionen und Opferkult“, Gesang und Musik“).

Dem Verfasser ist es, wie er selber betont, nicht um die Klärung jedes einzelnen Details zu tun; er will mit seiner Arbeit in

erster Linie zu einer bestimmten Betrachtungsweise anregen. Das ist ihm vollaufgelungen. Als Ergebnis seiner Bemühungen und der Lektüre seines Buches wird so etwas wie ein verbindender Gesamthorizont der geistig-religiösen Welt des alten Orients sichtbar. Darin allerdings hebt sich, vom Verfasser mit kundigem Auge und kundiger Hand bezeichnet, das Spezifische, ja Einzigartige der geistigen und religiösen Welt Israels bedeutsam ab. Der wesentliche Unterschied dürfte darin zu sehen sein, daß Israels Religion nicht aus einer Naturreligion hervorgegangen ist, sondern auf der geglaubten Erfahrung Gottes in Geschichte und Leben beruht und daß sein Gott zutiefst der unverfügbare Gott der Geschichte und des Lebens ist.

Trotzdem ist es dem Autor in zahlreichen Fällen auch geglückt, die Bedeutung nicht weniger einzelner Psalmen, Psalmstellen und Metaphern durch seine Vergleiche neu oder besser zu beleuchten. Als Beispiel sei auf die Deutung von Ps. 72 (71), 8 verwiesen: „Er (der König von Israel) herrsche von Meer zu Meer, vom Strom bis zu den Enden der Erde.“ Auch neuere Exegeten interpretieren die Stelle so, daß die Herrschaft des Königs sich vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer und vom Euphrat bis nach Gibraltar erstrecken solle — wirklich keine sinnvolle Deutung. Nimmt man aber an, daß dem Psalmisten eine ähnliche Weltvorstellung vorschwebte wie sie auf einer babylonischen Erdkarte jener Zeit überliefert ist, dann handelt es sich bei dem Vers um einen strikten Parallelismus, wie er in den Psalmen häufig ist, und der Text des Verses besagt in beiden Bildern, daß der König von einem Rand der Erde bis zum anderen herrschen solle. Mit dem „Strom“ ist kein einzelner, bestimmter Fluß gemeint, sondern der Ozean, der im Weltbild der Alten die Erde wie ein Strom umgibt.

Das Buch, das 524 Zeichnungen und 24 Bildtafeln enthält, wurde von den beiden Verlagen, die es gemeinsam herausbrachten, mit Sorgfalt betreut. Es ist ein Werk, das bereichert und bleibenden Wert behält.

Othmar Keel, *Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament, Am Beispiel der Psalmen*, Zürich-Einsiedeln-Köln: Benziger Verlag und Neukirchen: Neukirchener Verlag 1972, 392 S., davon 24 Tafeln auf Kunststruckpapier, 524 Strichzeichnungen im Text, Ln., Kartonschuber, DM / sFr. 90,00.

E. Monnerjahn

DAS HAUS HERDER GILT SEIT VIELEN Jahrzehnten mit Recht als Heimstätte bewährter und berühmter Lexika. Neuestens hat es seine Kapazitäten in der Edition eines achtbändigen theologischen Taschenlexikons dokumentiert. Schon die Durchführung der Publikation dieses Lexikons war eindrucksvoll. Beginnend im September 1972, erschien acht Monate lang, bis April dieses Jahres, jeden Monat im Rahmen und Format der Herderbücherei ein stattlicher Band von jeweils ca. 400 Seiten. Das Gesamtwerk umfaßt demnach fast 3200 Seiten mit mehr als 450 Artikeln. Als Herausgeber zeichnet kein Geringerer als Pater Karl Rahner, den das TIME-Magazin vor einiger Zeit den bedeutendsten katholischen Theologen der Gegenwart nannte. Die Schriftleitung lag in den bewährten Händen von Dr. Robert Scherer.

Inhaltlich betrachtet ist das Lexikon nicht neu. Seine Artikel sind früher erschienenen Standardwerken des Hauses Herder, der 2. Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche, vor allem aber dem vierbändigen „Sacramentum Mundi“ entnommen. Wie Pater Rahner im Vorwort zum 1. Band bemerkt, mußten die Artikel aus den Großlexika — verständlicherweise — gekürzt werden. Das geschah jedoch so, daß weder der Zusammenhang der Artikel untereinander noch der Text selber Schaden nahm. Einige wenige Artikel wurden, wie Pater Rahner ebenfalls mitteilt, neu abgefaßt oder ergänzt. Bei der Auswahl, die gegenüber den umfangreicheren Großlexika zu treffen war, gab man, den zentralen Fragestellungen von heute entsprechend, den anthropologisch relevanteren theologischen Grundartikeln den Vorzug, die — wiederum mit Pater Rahner gesagt — „dem heutigen Leser nicht nur wesentliche theologische Information vermitteln, sondern auch über die heutigen weltlichen und menschlichen Fragedimensionen, in denen die Theologie sich heute zu entfalten hat, Aufschluß geben.“ Gedacht war das Taschenlexikon zunächst mehr für den „Dienst der Verkündigung und die hierzu notwendige theologische Orientierung“ (Vorwort). Laut Mitteilung des Verlags ist es jedoch „weit über den Kreis der professionellen Theologen hinausgedrungen“. Mindestens zwei Drittel der Auflage soll „auf dem Schreibtisch interessierter Laien gelandet“ sein.

Wie ist das Lexikon zu beurteilen? Kann man, um an der zitierten Verlagsmitteilung anzuknüpfen, seine Anschaffung auch und gerade Laien empfehlen? Zunächst einmal darf man sagen, daß eine Frage,

die man heute bei theologischen Neuerscheinungen durchaus stellen muß, die Frage nach der Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche, in diesem Falle positiv beantwortet werden kann. Daß heißt mit anderen Worten: man kann diesem Lexikon vertrauen. Bei aller Originalität der Argumentation und Darlegung im einzelnen atmet es kirchlichen Sinn und steht im Dienste der Auferbauung aus dem Glauben. Die Artikel sind sämtlich von Fachleuten gründlich gearbeitet. Sie bitten häufig nicht nur den Stand der heutigen theologischen Diskussion, sondern auch einen Abriss der Entwicklung im Gang der Theologiegeschichte und verhelfen so zu einem adäquateren Verständnis. Durch ein Verzeichnis der Artikel und Verweisungen am Ende des 8. Bandes wird die Benutzung und Auswertung des Lexikons erheblich erleichtert und gefördert.

Ob das Lexikon einem Laien den Dienst erweisen kann, den er sich davon erhofft, wird vom Grad seiner allgemeinen und insbesondere seiner theologischen Bildung abhängen. In dieser Hinsicht wäre zu wünschen gewesen, daß vor allem eine Reihe von Artikeln aus der Feder Pater Rahners selbst weniger esoterisch-umständlich ausgefallen wären. Aufs Ganze gesehen, könnte man auch die Frage stellen, ob die Auswahl der Artikel so und nicht anders erfolgen mußte. Auf ein relativ unwichtiges Stichwort wie „Ablaß“ werden z. B. zehn Seiten verwendet; die für die christliche Existenz wesentlichen Stichwörter „Christusgliedschaft“ und „Gotteskindschaft“ dagegen sucht man vergebens. Als Mitglied eines Säkularinstitutes und mit der Literatur über die Säkularinstitute nicht ganz unvertraut, darf der Rezensent darauf aufmerksam machen, daß die im Literaturverzeichnis Band 8, S. 350 angeführte Saarbrücker Dissertation von N. Martin 1969 bei Anton Hain in Meisenheim/Glan als Buch erschienen ist. Unter die Literatur zu dem Artikel über die Säkularinstitute hätte unbedingt das 1968 im Patris-Verlag Vallendar veröffentlichte Werk „Christ in welthafter Existenz“ von Alex. Menningen aufgenommen werden müssen.

Herders theologisches Taschenlexikon in acht Bänden, herausgegeben von Karl Rahner, Schriftleitung Robert Scherer, Freiburg-Basel-Wien: Verlag Herder (Herderbücherei 451-458), DM 98,00, sFr. 122,50, S. 755.00.

E. Monnerjahn

„MILLIONEN IN RUSSLAND GLAUBEN an Gott“ überschreibt der Benediktiner Pater Chrysostomus Dahm ein Buch, das 1973 im Miriam-Verlag erschienen ist. Es ist sicher eines der erregendsten Bücher zeitgenössischer Auseinandersetzungen zwischen radikalem Heidentum und ebenso radikalem Christentum. Der Autor will dies erreichen: „die Hinlenkung aller Leser auf die wahre, erhebende, aber auch ungeschminkte und oft grauenhafte Wirklichkeit, in der Millionen von Gläubigen drüben in Rußland jetzt leben müssen“ (S. 9). Pater Dahm kann aus eigenen Kenntnissen in Rußland sprechen, hat aber auch jahrelang Material gesammelt, das bis ins Jahr 1970-71 reicht.

Der Wert des Buches liegt darin, daß es auch Russen selber sprechen läßt über das unmenschliche und auch innerlich verlogene System des Leninismus-Stalinismus und zwar gerade auch im Bereich des sozialen Ausgleichs.

Im ganzen Buche wechseln in Kleinkapiteln die Bilder von Grausamkeiten (denen gegenüber Hitler und sein System klein erscheint) ab mit Situationsberichten über politische Machenschaften, heldenhafte Leidenschaftlichkeit der verfolgten politischen Gegner, beispielhafte Martyrerzeugnisse und geheime Bekehrungen von Kommunisten zum Glauben.

Die unausrottbare Religiösität der russischen Seele wird von Pater Dahm überzeugend dokumentiert, und der Autor unterläßt es nicht, den Westen aufmerksam zu machen auf den dämonischen Untergrund, der im wilden Haß der Kommunisten Rußlands gegen Religion und Christentum auf „seine Art“ noch Zeugnis gibt von der im Kommunismus wirklichen „Religiösität“ (mit umgekehrten

Vorzeichen) mit dem Absolutheitsanspruch dessen, der ohne Gottesersatz nicht existieren kann.

Wer den Abschnitt liest „Christus auf der Bühne in Moskau“ (S. 177), oder den Abschnitt „Die Tochter Stalins bittet um Taufe“ (S. 179), oder „Die Tränen eines kommunistischen Schlägers“ (S. 246), der wird Einblick bekommen in den zwiespältigen Untergrund der menschlichen Seele russischer Prägung, spürt dann aber auch, daß das Christentum noch lange nicht ausgestorben ist in Rußland.

Im Abschnitt „Prognosen des Otto von Habsburg“ (S. 202) wird angedeutet, daß alles auch einmal eine große Wende nehmen kann. In den Städten werden nach P. Dahm heute noch 40% aller Kinder getauft, auf dem Lande noch 90%. Im Durchschnitt 70% der ganzen Bevölkerung.

Das Buch ist sehr gut dokumentiert, bringt viele sehr anschauliche Großfotos aus dem Leben Rußlands. Allen freien Geistern im Westen kann das Buch die Augen öffnen über das wahre und eigentliche Gesicht des russischen Kommunismus, sofern man wirklich die Tatsachen wissen will und nicht selber von Illusionen geblendet ist. Wer die ganze Realistik zwischen göttlichem und teuflischem Ringen um den Menschen mit Händen greifen will, der lese das Buch. Der geborene Russe und Arzt Dr. Wladimir Lindenberg, der selber Bücher über Rußland geschrieben hat, dankt dem Verfasser: „Ich stehe zu jedem Wort, das Sie schreiben und bewundere Ihre profunde Kenntnis meiner Heimat.“

Chrysostomus Dahm OSB, Millionen in Rußland glauben an Gott. Jestetten: Mirjam-Verlag 1972, 284 S., DM 29,00.

B. Schneider